Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierundzwanzigster Jahrgang

Nr. 14 | **Marburg i. H., den 7. April** | **1910**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3.15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: „Er ist zu groß" — Vom rechten christlichen Auferstehungsglauben. Erste Hälfte — Aus schwerer Nacht. Gedicht — Das Christentum in Südindien — Die religiöse und soziale Reformbewegung in Indien — Die Konferenz evangelischer Religionslehrerinnen — Verschiedenes: Georg Daniel Teutsch (Friedrich Teutsch); Suchen wir einen neuen Gott (Classen); Germanenbibel (Schwaner); Im Tal Luserna (Paulsen); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

„Er ist zu groß!"

Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und des Menschen Kind, daß du dich seiner annimmst! Ps. 8, 5.

Wir gingen zusammen durch den Frühlingswald, ohne Weg, gerade hindurch. Da löste sich dem mitwandernden Freunde allmählich das Geständnis: „Das von der Fürsorge für den Einzelnen — das kann ich nicht mehr denken!" Und er sprach von Gottes Unendlichkeit und wie man ihn ganz groß denken müsse, mit großen, umfassenden Gedanken, unbehelligt von all den kleinen Erwägungen, die unser winziges wichtigtuendes Einzelwesen in naiver Selbstsucht immer wieder in den blauen Himmel emporwirbelt, wo sie der scharfe Wind kühler Wirklichkeiten lächelnd davonträgt.

„Die neue Zeit mit ihrem Unendlichkeitsdrange löst sich unaufhaltsam los von den alten kindlichen Gedanken von Gottes Anteilnahme an dem einzelnen Menschlein mit seiner Eintagsfliegenhaftigkeit, und das neue Denken kann nicht mehr zurück!"

Er merkte nicht, indem er das sagte, daß seine Gedanken dennoch zurückgekommen waren zu den alten Worten des achten Psalms: „Wenn ich sehe die Himmel, deiner Hände Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitet hast — — — was ist der Mensch, daß du sein gedenkest!" Ist das nicht dasselbe kopfschüttelnde Staunen, wie es möglich sein soll, daß er unser gedenkt! Das neue Denken kann nicht mehr zurück? Es kann wohl nicht hinauf!

Es liegt oft so viel an einer einzigen Wendung. „Das kann ich nicht mehr denken!" hatte der Freund gesagt. Nicht mehr? In seinem ganzen Wesen war zu lesen: Noch nicht!

Derselbe Mensch von heute, der von der „Gottheit" sagt, sie sei „zu groß", um des Menschen zu gedenken, sieht die Größe des Weimarer Dichterfürsten grade in seinem wundervollen Blick für das Kleinste. Und bei Gott nicht?

„Ganz groß müssen wir Gott denken", hatte der Freund gesagt, „mit großen, umfassenden Gedanken!" Das meine ich auch. Aber wenn er das Kleinste nicht mit umfaßt, dann ist er mir nicht groß genug. Der die Sonne um die Finger spielen läßt, der ist wohl groß. Aber der dabei Zeit findet einer winzigen Schneeflocke unerhörte Pracht zu verleihen und ihr auf der Wimper eines jubelnden Kindes ein fröhliches Plätzchen anzuweisen, der ist mir doch noch größer.

Er ist „zu groß", um des Menschleins zu gedenken? Nein, wir sind zu klein, um seine Größe auszudenken, und halten unsre Kleinheit obendrein für Größe. Wenn wir nicht umkehren und werden wie Kinder, so können wir nicht in das Himmelreich kommen, das in dem Kinderliedchen schlummert:

Kennt auch dich
Und hat dich lieb!

P J

Vom rechten christlichen Auferstehungsglauben

Christus Jesus ist da, der gestorben, vielmehr der auferstanden ist. Röm. 8, 34.

Gedankengang: 1) Ein Zeugnis für die Unkraft der gewöhnlichen Vorstellung von der Auferstehung. 2) Der Auferstehungsglaube verliert seine Kraft, wenn sie als leiblose Seligkeit gedacht wird. 3) Mit der Auferstehung des Christen wird auch die Auferstehung Christi ungewiß. 4) Das Kreuz Christi als Ausdruck des unbedingten Vertrauens, in dem Gott unmittelbar erlebt wird, ist der letzte Grund der Glaubensgewißheit. 5) Die Geschichtlichkeit dieser Glaubensgewißheit sichert diejenige Geschichtlichkeit der Schrift, auf die es dem Glauben ankommt. 6) Die Frage nach der Gewißheit der Auferstehung ist die Frage, ob diese Gewißheit zusammenfällt mit dem unmittelbaren Erleben Gottes im Glauben des Gekreuzigten. [Die zweite Hälfte folgt.]

1

„Muß man glauben, daß diejenigen, die sich zu dem Glauben an die leibliche Auferstehung Jesu nicht durchringen können, keinen Teil an der erlösenden Macht seines Sühnetodes haben?"

Diese Frage wurde dem Herausgeber vom „Geisteskampf der Gegenwart" Lic. Pfennigsdorf, eingesendet und von ihm im Juliheft 1909 beantwortet. Eine zeitgemäße Frage in bedeutsamer Formulierung! In demselben Jahre 1909 behandelten die Zeitschrift für Theologie und Kirche,[1] die Christliche Welt,[2] die Evangelische Freiheit,[3] die Reformation,[4] den gleichen Gegenstand, wenn auch in sehr verschiedener Fassung. — Hier soll nicht versucht werden, eine weitere Antwort auf die Frage zu geben, sondern sie soll uns nur helfen, tiefer in das Problem einzudringen, und dazu wollen wir sie mit dem Inhalt der genannten Aufsätze so in Berührung bringen, daß sie daraus in neuer Gestalt hervorgeht.

Daß die Frage einem allgemeineren Bedürfnisse entspricht, ist wohl gewiß, daß sie persönlichem frommem Bedürfnisse entsprungen, könnte man bezweifeln und dafür halten, sie sei, wie oft solche Zeitungsfragen, mehr für die Gelegenheit ersonnen. Man könnte nämlich so argumentieren: Hat der Fragesteller lebendiges Christentum und eben damit Teil an der erlösenden Macht von Jesu Tod, so kann er doch nicht erst fragen, ob man sich, um daran teil zu haben, den Glauben an die leibliche Auferstehung abringen müsse. — Aber so einfach liegt die Sache doch nicht. Auch einem Menschen, der von Christo ergriffen ist, kann doch der Gedanke kommen: dein Glaube ist nicht rechter Art, denn es fehlt dir die Gewißheit der Auferstehung. Es ist die Art des durch das Schriftwort gezeugten Glaubens, daß ihm nicht alles auf einmal gewiß wird, daß er aber, sei es das

[1] Häring, Einfachste Worte für die Stellung Jesu. Maiheft.
[2] Herzog, Das Problem der Auferstehung Christi. Nr. 15.
[3] Schuster, Auferstehungshoffnung und Ewigkeitsglaube. Juliheft.
[4] Kögel, Auferstehung und Unsterblichkeit. August und Sept.

Verlangen, sei es die Verpflichtung fühlt, sich alles anzueignen, was in der Schrift zu gläubiger Aneignung geboten wird. Den Eindruck macht die Frage freilich, daß aus ihr eine Auffassung vom Glauben spricht, die in ihm vornehmlich einen intellektuellen Vorgang sieht. Sie hat den Eindruck auch wohl auf Pfennigsdorf gemacht, der in seiner Antwort hervorhebt, der seligmachende Glaube sei nicht Glaube „an" eine Tatsache, sondern Vertrauen „auf den in Christo, namentlich in seinem Kreuzestod uns wirksam entgegentretenden Gotteswillen." Sogar einen etwas juristischen Beigeschmack hat die Frage, als solle ein Rechtsgelehrter nach den Paragraphen eines Gesetzbuchs darüber Auskunft geben, welche Leistungen erforderlich seien, um teil an einem gewissen Benefiz zu haben. Heißt es doch nicht einmal nur: Muß man an die leibliche Auferstehung glauben? sondern: Muß man glauben, daß, wer daran nicht glaubt rc. Also selbst wenn Einer für sein Teil sich den Glauben an die Auferstehung abgezwungen hat, „glaubt" aber nicht, daß ein Anderer, dem das nicht gelungen ist, darum von der Erlösung ausgeschlossen sei, kann ihn dies — dahin geht eigentlich die Frage — etwa davon noch selber ausschließen? Das mag nun im Ausdruck vergriffen sein, bleibt aber auch so noch bezeichnend für die übliche Denkweise.

Bedeutsamer dünkt mich, daß neben den Glauben an die Auferstehung, zu dem man sich nicht durchringen kann, das Teilhaben an der erlösenden Macht des Sühnetodes tritt. Warum dort Glauben, hier Teilhaben? Die Unterscheidung macht den Eindruck, als sei dies Teilhaben im Vergleich zu jenem Glauben das Freiere, Leichtere, Gewissere, weil etwas Gegenwärtiges, während an die Auferstehung, bei der es sich um einen vergangenen oder erst zukünftigen Vorgang handle, bloß „geglaubt" werden müsse. Es geht denn auch unserer Frage eine andere, doch wohl von demselben Fragesteller, voraus: „Ist der Glaube an die Auferstehung des Fleisches, wie wir ihn im dritten Artikel bekennen, biblisch oder kirchlich dogmatisch?" Ist er biblisch, so möchte man ergänzen, dann muß auch das geglaubt werden, bis es am jüngsten Tage zu einem Teilhaben auch an der Auferstehung kommen kann. Solche Unterscheidung ist aber sicher nicht biblisch.

2

Wenn Paulus vom Teilhaben am sühnenden Leiden und Sterben Christi spricht, so verbindet sich ihm damit unlöslich das Teilhaben an seiner Auferstehung. Wir sind eben darum durch die Taufe mit Christo in den Tod begraben, „auf daß wie Christus von den Toten auferwecket ist durch die Herrlichkeit des Vaters, so auch wir in einem neuen Leben wandeln. Denn wenn wir durch Zusammenwachsen [mit ihm] am Bilde seines Todes teilgenommen haben, so werden wir doch auch an seiner Auferstehung teil haben." Da ist die erlösende Macht seines Todes einfach das neue Leben des Auferstandenen, daran der Gläubige teil hat, und zwar nicht, wie der Schluß des Verses verstanden werden könnte, doch nur als etwas, das er nur in Hoffnung und Erwartung besitzt, sondern als etwas sowohl Gegenwärtiges als Zukünftiges. Den Ephesern schreibt Paulus: „Da wir tot waren in den Sünden, hat er uns samt Christo lebendig gemacht und hat uns samt ihm auferweckt und samt ihm in das himmlische Wesen gesetzt in Christo Jesu." Wenn er sagt: „Ich lebe, aber nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir, denn was ich lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebt hat und sich selbst für mich dargegeben", so ist der Christus, der in ihm lebt, der Auferstandene, leiblich Auferstandene. Denn auch für Paulus, der die Gewißheit der leiblichen Auferstehung der Gläubigen allein auf ihre Gleichheit mit der Auferstehung Christi gründet, ist Christi Auferstehung, wie schon das Wort verlangt, leiblich. Und doch ist ihm der auferstandene Christus, in welchem die Gläubigen an der erlösenden Macht seines Todes teilhaben, der Geist. Sie werden auferweckt um deswillen, daß Christi Geist, der Geist Gottes und Christi, in ihnen wohnt, und das neue, mit der Auferstehung ans Licht gebrachte Leben ist ein Wandel im Geist. Paulus kennt eben einen „geistlichen Leib" — Leib und Geist sind für ihn keine ausschließenden Gegensätze.

Man stützt sich denn ja auch sehr oft für die Gewißheit der Auferstehung des Herrn darauf, daß er sich als Lebensmacht den Gläubigen gegenwärtig kundgibt; verbindet man damit aber auch wohl noch die Vorstellung der Leiblichkeit? Sind dazu Leiblichkeit und Sichtbarkeit nicht für das Denken der Meisten zu eng verbunden? während man meint, eine Trennung von Leib und Geist sehr wohl in der Vorstellung vollziehen zu können; erklärt man sich doch eben so die Erscheinung des Todes. Deswegen ist es auch eine fremde, ungewohnte Vorstellung, bei dem himmlischen Christus an die Leiblichkeit zu denken; obschon man nur selten die Konsequenz zieht, ihn den Auferstehungsleib nach den vierzig Tagen ablegen, ja nur für die Erscheinungen vor den Jüngern anlegen zu lassen, in welchem Fall doch nicht einmal Paulus den leiblich Auferstandenen gesehen haben würde. — Paulus' Aussage, daß die Gläubigen alle schon auferstanden sind, wird in manchem geistlichen Liede verwertet, aber man nimmt sie als „bloß bildlich" gemeint und löst sie so von dem Einssein mit Christo, dem Leben Christi in uns, von dessen Wirklichkeit man doch nichts ablassen kann. Einzig an diese Lebensgemeinschaft hält man sich denn auch in bezug auf den Zustand nach dem Tode als dem Bei-Christo-Sein, wie man es schon bei Paulus findet, ja, das Christus selber im Tode dem Schächer verspricht. Wo und wie könnten auch die, welche in dem Herrn sterben, anders als bei dem Herrn sein, der dem Tode die Macht genommen und Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht hat? Daß sie aber damit auch mit ihm auferstanden sind, schließt ein Blick auf ihre Gräber aus. So bleibt es für sie bei der „nackten Seelenexistenz", in der die Toten auch nach der Vorstellungsweise der Heiden vor- und nachchristlicher Zeiten fortleben zufolge einer primitiven Psychologie, die sich auf Beobachtungen vom eigenen Träumen und von Anderer Sterben gründete. So sind denn die vielen Seelen der noch nicht Auferstandenen in engster Gemeinschaft mit dem einen Auferstandenen, und — sie ziehen ihn zu sich hinüber, er ist als der Himmlische nicht eigentlich mehr der Auferstandene, leiblich Auferstandene, obzwar er doch auch wieder nicht „Seele" genannt, vielmehr immer in leiblicher, überirdisch lichter Gestalt gedacht wird. In der Auferstehung der Toten, beim jüngsten Gericht, da ist er denn auch wieder der Auferstandene unter den Auferstandenen.

Aber wozu dann noch die Auferstehung von den Toten? Das Bei-Christo-Sein als ein davon unterschiedener Zustand nimmt der Auferstehung alle Bedeutung; sie ist so nichts mehr, dessen sich der Gläubige getrösten, darnach er verlangen könnte. Und dem mit der Auferstehung verbundenen Gericht wird sie auch genommen. Im Tode vollzieht sich ein Gericht eben damit, daß die Einen durch Christus zu Gott kommen, die Andern nicht; ja, es vollzieht sich schon vor dem Tode, wie Paulus sagt, daß es mit der Auferstehung sei. Das Bei-Christo-Sein ist dem, der an ihn gläubig ist, gegenwärtige, unverlierbare Gewißheit, „wer aber nicht glaubt, der ist schon gerichtet." Was bleibt da für das Endgericht, welches doch die, so bei Christo sind, nicht wieder von ihm trennen kann, noch die mit ihm vereinigen, die ihm ferngeblieben sind? So richtet die Vorstellung von der nackten Seelenexistenz, die man in der Schrift nicht findet, unter den eschatologischen Glaubensaussagen der Schrift die größte Verwirrung an. Und bleibt auch die Auferstehung des Herrn zunächst unangetastet, so wird sie doch völlig isoliert.

3

In das schon gelockerte Gefüge eines von dem biblischen Grunde gewichenen Auferstehungsglaubens treibt die historische Kritik ihre Wurzeln und sprengt es vollends. Die Tatsache der leiblichen Auferstehung des Herrn wird in dem Denken des Gläubigen, das sich der Kritik nicht mehr zu verschließen vermag, zu Etwas, daran man sich den „Glauben" abringen muß. Auch die positive, bekenntnismäßige Theologie, welche dem ersten Ansturm wohl noch die Versicherung entgegenschleuderte, die Auferstehung Christi sei die bestbeglaubigte geschichtliche Tat-

sache, hat in manchen ihrer Vertreter die Geschichtlichkeit der biblischen Wunder überhaupt und ausdrücklich auch die der Auferstehung aufgegeben. (Z. B. Pastor Wolff in einer Rezension in der Evangelischen Kirchenzeitung 1906 Nr. 21, Prof. Riedel, Neue Kirchliche Zeitschrift 1906 S. 225, kürzlich Lic. Böhmer in Betrachtungen über das Lukasevangelium mit der Erklärung, die Geschichte begleite Jesum nur bis in sein Grab.)

Der starke Widerhalt der historischen Kritik bei ihrer Bestreitung der Geschichtlichkeit der Auferstehung sind nicht die Widersprüche der Auferstehungsberichte, noch weniger befriedigende Erklärungen für die Entstehung des Auferstehungsglaubens, unabhängig von einem geschichtlichen Faktum, sondern es ist die Unmöglichkeit, von dem Vorgang der Auferstehung und den Erscheinung des Auferstandenen Vorstellungen zu bilden, die sich — wie das der Begriff der Geschichtlichkeit im Denken der Neuzeit fordert — in den Naturzusammenhang einfügen lassen. Der Augenschein von Tod und Grab und Verwesung muß, nachdem er den Glauben an die Auferstehung der Toten geschwächt hat, auch den Glauben an die Auferstehung des Herrn erschüttern. Das Grab behält seinen Raub: so sind denn die Toten nicht auferstanden, nur ihre Seelen können beim Herrn sein. Das Grab behält seinen Raub: damit fehlt das einzig sichere Kennzeichen, um Geschichte von Sage zu unterscheiden, das der Erfahrung und Erfahrbarkeit. Ein Ringen mit dem Augenschein gehört zum Wesen des Glaubens; etwas Anderes aber ist es, daß der Auferstehungsglaube dem Augenschein damit unterliegt, daß er sich durch das Todesschauspiel verleiten läßt, im Widerspruch mit der Schrift die Auferstehung der Gläubigen von der des Herrn zu trennen und so durch die Vorstellung von zeitlichen Einzelvorgängen den unzeitlichen Zusammenhang der Schrift aufzulösen.

4

Der Grund, darauf die Auferstehung ruht, schwankt vor seinen Blicken: auf Felsen tritt der Fuß des Glaubens, wenn er sich unter das Kreuz stellt. Welcher Art ist denn nun die Sicherheit, die das Kreuz Christi zum letzten, festesten Halt der religiösen Erkenntnis macht gegenüber der einzig gefährlichen, der religionsfreundlichen Kritik? Beruht sie etwa auf dem Umstand, daß es sich bei Leiden und Sterben Jesu um natürliche Vorgänge handelt, schließlich darauf, daß er jedenfalls gestorben ist? — Unmöglich. Was sich der Kritik gegenüber, wie sie auch für das Denken des Gläubigen zu einer Macht geworden ist, behauptet, kann nicht Etwas sein, demgegenüber es überhaupt keine Kritik gibt, die nackte, brutale Tatsache des Todes.

Bei Häring, der in seinem Aufsatz die „einfachsten Worte" für die Bedeutung Jesu sucht, welche das wiedergeben sollen, was sich als das allen theologischen Richtungen Feststehende unter der Sturmflut der Kritik herauszuheben beginnt, dürfen wir auch eine Antwort auf unsere Frage suchen.

Er warnt (S. 196) die Positiven, sie möchten sich doch nicht das Wort entschlüpfen lassen, daß diejenigen, welche Jesum nur als Helden verehrten, „nur" den glaubenden, betenden, kämpfenden Jesus hätten. „Gerade dieser ist Alles, ist gerade der, welcher allein sein kann, was sie selbst meinen; denn eine andere Wirklichkeit Gottes in dieser wirklichen Welt läßt sich schlechterdings nicht denken, das heißt: keine andere, die wir aufzufassen, zu verstehen, zu erleben, zu glauben vermöchten. Was sagten wir doch vom Glauben, von der Gemeinschaft mit dem persönlichen Gott, der allmächtigen Liebe im Vertrauen? Daß dieses Vertrauen Gottes Tat ist, seine Gegenwart in uns, unsere Tat, sofern wir ihn wirken lassen, sein Heilswirken in uns bejahen! Aber nicht so stark und rein ist unser Vertrauen, daß wir in dem Nahekommen Gottes zu uns im tiefsten Grund der Seele den unerschütterlichen Grund der Gewißheit, der Heilsgewißheit zu sehen vermöchten. — Aber Jesu Glaube ist so stark und rein, so durchgeprüft und bewährt im schwersten Kampf, daß in diesem Glauben Gottes Nahekommen als vollendetes, ungetrübtes uns entgegentritt, wirklich ist und uns von seiner Wirklichkeit gewiß macht. Jesu Glaube ist die Offenbarung!"

Dieser „Grundgedanke" sei eine Wiederaufnahme des Schleiermacherschen Worts: „Die wirksame, auf eine bestimmte Weise affizierende Erscheinung Christi ist die wahre Offenbarung." Häring führt zum Schluß bestätigende Zeugnisse von Schmiedel und Weinel an, und das obige Zitat aus Pfennigsdorfs Antwort kann zeigen, daß sein Grundgedanke in der Tat ein Panier ist, das Männer von entgegengesetzter theologischer Richtung vereinigt.

5

Diese Bedeutung Jesu, so führt Häring weiter aus, behaupte sich auch der Kritik gegenüber. Unmöglich könne man dahingestellt sein lassen die Geschichtlichkeit des betenden, glaubenden Jesus, der sich als Sohn vom Vater geliebt wisse, diese Liebe in seinem Vertrauen bejahe und in dessen Selbstbewußtsein das Berufsbewußtsein eingeschlossen sei, diesen Glauben Andern zu vermitteln. Aber eine unbedingte Sicherheit der Kritik gegenüber wird so doch von ihm nicht erreicht. Das Wort: „Was Jesus gewesen, was er gewollt, kann nur die historische Kritik, nicht der Glaube ausmachen", will Häring „mit Vorsicht" gelten lassen. Die Vorsicht soll sich dann wohl darauf beziehen, daß die Kritik nicht durch Postulate beeinflußt werden darf, welche „deutlich die einer christlichen Weltanschauung entgegengesetzten sind", wozu Häring die Behauptung rechnet, ein Selbstbewußtsein Jesu, in dem er seiner Person eine entscheidende Bedeutung für die Stellung aller Andern zu Gott beilegt, sei nicht das einer geschichtlich verständlichen Persönlichkeit. Ja, der andern kritischen Behauptung, das Evangelium von Jesu sei eine Schöpfung der Gemeinde, hat er nur die Versicherung entgegenzustellen, das sei „wegen der Kürze der Zeit" „unwahrscheinlich". So bliebe es denn auch für den Glauben Jesu, der die Offenbarung Gottes ist, bei Wahrscheinlichkeit, aber nur für den Glauben Jesu, den man meint noch von dem Glauben der Gemeinde unterscheiden zu müssen, mit welcher Unterscheidung, da nur die Kritik sie treffen kann, dann die dauernde Abhängigkeit des Glaubens von ihr gegeben ist. — Anders, wenn man, wie es eben in dem Evangelium von Jesu geschieht, den Glauben der Gemeinde mit dem Glauben Jesu in dem Christus als der Offenbarung Gottes zusammenschließt, und zwar den Glauben sowohl der alt- als der neutestamentlichen Gemeinde, wie dies in dem Evangelium damit geschieht, daß es sein Bild Christi auch aus den alttestamentlichen Glaubenszeugnissen und den späteren Glaubenserfahrungen seiner Jünger schöpft. Gerade in dieser Einheit wird es für den Glauben zum geistgewirkten Zeugnis, so daß Luther sagen kann, „er selbst wolle wohl aus Mose, dem Psalter und Jesaia mit Hilfe desselben Geistes ein so gutes Neues Testament machen als die Aposteln eins geschrieben, aber weil wir eben den Geist so reich und gewaltig nicht haben, müssen wir von ihnen lernen und aus ihrem Brünnlein trinken" (Kirchenpostille, Erlanger Ausgabe [2] 11 S. 274). — Eine weitere Fassung des Begriffs der geschichtlichen Offenbarung in Christo berücksichtigt auch Häring, wenn er der engeren gegenüber hervorhebt (S. 189), daß es ein falscher Eifer für die geschichtliche Offenbarung sei, wenn man, um ihre Bedeutung zu erhöhen, nicht beachte, daß sie die innere Kundgebung Gottes in den Herzen ihrer Gläubigen nicht aus-, sondern einschlösse, und fortfährt: „Das war jedenfalls die Meinung der ersten Bekenner unseres christlichen Glaubens, die ihre religiöse Abhängigkeit von Jesus in dem Wirken Gottes als des heiligen Geistes zugleich behaupteten und als untrennbares*) Erlebnis ansahen. Und es wäre überhaupt nicht zu sagen, was denn Glauben, Vertrauen, wenigstens auf der Höhenlage unserer Religion bedeuten sollte, ohne Erleben des unmittelbaren Wirken Gottes." Und auf die Einheit des biblischen Christus als Offenbarung Gottes mit dem Glauben Israels in demselbigen Geist weist Häring hin, wenn er gegen die „heutige religionsgeschichtliche Stimmung" gewendet, das Alte Testament den „sichersten Heimatboden für das Verständnis Jesu" nennt, das als solcher unterschätzt werde gerade in dieser Hinsicht, „daß die Hoffnung Israels in der unzweideutigen Erscheinung Jahves als des Königs, Hirten, Arztes, und wie

*) Von mir gesperrt.

immer die einzelnen Beziehungen seines Heilswerks bezeichnet werden, gipfelt."

Dieser biblische Christus als glaubender, betender, kämpfender ist von einer geschichtlichen Wirklichkeit, die für alle Kritik, von welchem Standpunkt sie auch ausgehen mag, sofern sie nicht den Grundbegriff der Geschichte aufheben und die religiösen Erscheinungen als Wirkung ohne Ursache hinstellen wollte, ganz unangreifbar ist. In dem Glauben Israels und seiner Gemeinde lebt er als die geschichtliche Wirklichkeit eines durch alle Katastrophen hindurchgeretteten, in sich selbst gewissen Vertrauens. Wollte die christliche Gemeinde für das Vertrauen, daß sie in Christo mit Gott verbindet, erst die geschichtliche Wirklichkeit sich von der Kritik bestätigen lassen, so hieße das die eigene geschichtliche Existenz kritisch in Frage stellen. Dies Vertrauen ist nicht nur eine, es ist die geschichtliche Größe, beruht nicht auf der Geschichte, sondern die Geschichte beruht auf ihm. Man denke dies Vertrauen fort in seiner Ausprägung in Christo, und man hat nicht nur die geschichtliche Bewegung der christlichen Zeit fortgedacht, sondern, insofern solche Ausschaltung von rückwirkender Kraft wäre und alles Vertrauen auch der außerchristlichen Menschheit in dieses Vertrauen aufgeht und sich bei jeder Bekehrung zum Christentum in ihm in erhöhter Form wiederfindet, hätte man damit alle geschichtliche Bewegung in der Menschheit, hätte, was die Menschheit zur Menschheit macht, fortgedacht. — Für die Geschichte, die außer stande ist, Gottes Dasein zu bejahen oder zu verneinen, gibt es Gott nur als Gottvertrauen: „eine andere Wirklichkeit Gottes in dieser wirklichen Welt läßt sich schlechterdings nicht denken", aber ohne diese Wirklichkeit Gottes läßt sich in dieser wirklichen Welt geschichtliches Leben auch schlechterdings nicht denken. Nicht die brutale Gewißheit des Todes, sondern die sittliche Gewißheit von der geschichtlichen Lebensmacht unbedingten Vertrauens verleiht dem glaubenden, betenden, kämpfenden und sterbenden Christus die Gewißheit, zu welcher sich der Glaube vor allen kritischen Zweifeln an der evangelischen Geschichte hin zum Kreuz rettet. Vertrauen, d. h. eine auf Erfahrung gegründete günstige Erwartung, kann der Mensch auf sich selbst, auf andere Menschen, auch auf Dinge setzen; Vertrauen im vollen Sinn, das aus allen Katastrophen unerschüttert hervorgeht, in sich selbst gewisses, grundloses Vertrauen geht letzlich immer nur auf Gott als Vertrauen auf das Unsichtbare, das als erlösende Macht erfahren wird. Man kann Gott definieren als das Objekt des Vertrauens und umgekehrt sagen, daß Vertrauen der Bewußtseinsvorgang sei, in dem sich Gott offenbart, und alle Definitionen des Guten müssen dahin übereinkommen, daß es — Zweck an sich, um seiner selbst willen gewollt — unbedingtes Vertrauen allein zu geben und zu nehmen vermag.

6

Das Bewußtsein aber um Lebenskraft setzt einen Widerstand, setzt Lebenshemmungen voraus, wird dem Nicht-Guten gegenüber und das höchste Maß wird an dem höchsten Maß der Hemmung durch Sünde und Tod offenbar. Der leidende, sterbende Christus ist höchster Ausdruck grundlosen Vertrauens und nur so als Ausdruck grundlosen Vertrauens von unanfechtbarer Gewißheit. Die Geschichte kann nicht sagen, ob Gott eine Schöpfung des Vertrauens oder das Vertrauen die schöpferische Tat Gottes ist; das zu wissen ist Sache des Glaubens. Aber ist wieder für den Glauben Christus, der glaubende und sterbende, anders die Offenbarung göttlichen Lebens, als daß er zum Auferstandenen wird? Beruht nicht darin seine einzigartige Bedeutung? In ihr scheidet sich, was in seinem Bild Ausdruck des Gemeindeglaubens ist, der da spricht: „Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde, wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist Du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil", erst von dem, was ihm allein als Glaubenstat zukommt, wodurch er eben Christus ist eigentlich. Daß sich in ihm die Kraft Gottes als Auferstehung offenbart, das gilt doch für Jesu Glauben allein.

Zwar in Härings und Pfennigsdorfs Darstellung sind die Beziehungen zwischen dem Vertrauen, in dem der Gläubige „die lebendige Macht Christi erfährt" und dem Glauben an seine Auferstehung so unlöslich nicht. Häring will die Näherausführungen des „Gedankens": Jesu Glaube ist die Offenbarung, dem „Zusammenhang der Dogmatik" überlassen, darunter auch die seines „Erachtens" unumgängliche Frage: „ob dieses Glauben Jesu für uns dieselbe Bedeutung hätte ohne die Gewißheit der ersten Zeugen von seinem auch den Tod überwindenden Sieg." Für Pfennigsdorf aber fällt das Vertrauen auf die „lebendige Macht Christi" wohl zusammen mit dem Glauben an den siegreich zu Gott erhöhten Erlöser; aber von diesem Glauben unterscheidet er noch den an die Auferstehung Christi, der auch für ihn damit nur dogmatisch zu verknüpfen ist und von ihm gleich so verknüpft wird mittels der Reflexion, daß das Sterben dieses Gerechten unter den Händen der Sünder doch einer besonderen Rechtfertigung bedurft hätte, und mittels Erörterungen über das Verhältnis der mechanischen Naturkausalität zu dem „neuschöpferischen Wirken" Gottes.

Für uns handelt es sich mit dem Fragesteller hier ja nicht um die Gewißheit der ersten Zeugen, sondern um die eigene. Und was Pfennigsdorfs Antwort betrifft, so könnte man daran wohl die Frage knüpfen: ob denn der zu Gott erhöhte Erlöser nicht eben auch der auferstandene sei? Doch möchte ich einer Frage den Vorzug geben, die auf breiterer Basis ruht und als Widerspiel der Frage, von welcher wir ausgingen, in näherer Beziehung zu dem bisher Erörterten steht: Gibt es ein Glauben = Teilhaben an der erlösenden Macht von Christi Tod ohne ein Glauben = Teilhaben an seiner leiblichen Auferstehung?

Die Frage ist praktisch, und so dürfen wohl einige Näherausführungen dem Zusammenhang der Dogmatik fernbleiben.

Lina Keßler

Aus schwerer Nacht

Aus den finstern Unglücksgründen
laß mich, Herr, den Ausweg finden,
Berge drängen sich zuhauf,
die mir alle Sonne rauben —
aller Hoffnung kühnen Glauben
fangen diese Berge auf.

Ach, das arme Herz vor Zittern,
weil die Stürme so gewittern,
will nun gar in Stücke gehn.
König, dem die Meere schweigen,
Wolken — wie du's willst! — sich neigen:
heiß die Stürme stillestehn!

Hast mich, Herr, zum Staub gebogen,
Flügel, die sonst herrlich flogen,
schleppen kraftlos hin am Grund;
will ich dir zum Lobe singen,
so zerbrechen und zerspringen
alle Worte mir am Mund.

Herr, mein Gott, dein Tun ist Gnade,
finsterniserfüllte Pfade
führe mich an deiner Hand,
knieend lieg ich zwischen Steinen,
hörst du nicht mein schweres Weinen
durch das nachtverdeckte Land?

Gustav Schüler

Das Christentum in Süd-Indien

Während im großen Britisch-Indischen Weltreich das Christentum im Allgemeinen neueren Ursprungs ist und auf der Tätigkeit der englischen, amerikanischen und deutschen Missionen beruht, gibt es im Süden ein fast unbekanntes Stückchen Erde, wo das Christentum fast so alt ist, als seine Stiftung. Neben

den Tempeln brahmanischer Götter stehen hier überall schmucke, uralte, christliche Kirchen, und der vierte Teil der ganzen Bevölkerung, — etwa 700,000 Seelen — betet zum Heilande. Von dem Christentum in diesem abgelegenen wunderschönen Lande und von seiner hohen Kultur will ich hier erzählen.

An der Südwestküste Indiens erstreckt sich von Cap Camorin nordwärts ein Streifen Landes, der nach Osten von hohen herrlich geformten Bergen, die von 4000—9000 Fuß Höhe haben, begrenzt wird. Das Meer aber hat keinen Hafen für große Schiffe. Nur die Handelsschiffe alter und mittelalterlicher Völker fanden den Weg zu einigen kleinen Häfen im nördlichen Teil des Landes und des kleinen Nachbarstaats Cochin, der einst, wie die ganze Küste bis Goa, das Land Kerala bildete. Die nördlichen Provinzen Canara, Malabar und die Stadt Cochin sind seit einem Jahrhundert englisch, während Travancore und das Land Cochin sogenannte unabhängige Staaten geblieben sind, die nur unter englischer Oberherrschaft stehen. Ein Resident, der seinen Sitz in Ernaculam, der Hauptstadt des Staats Cochin, hat, führt über beide Länder eine gewisse Aufsicht. Indeß haben die englischen Herren Travancore den Titel des indischen Musterstaats verliehen, was viel sagen will. Selbverständlich ist englischer Einfluß maßgebend.

Diese Küste war schon den Phönizern, Aegyptern und Arabern bekannt. Auch Griechen und Römer scheinen in Handelsbeziehungen zu einigen Orten der Malabarküste gestanden zu haben. 1497 rüstete dann König Emmanuel von Portugal eine Flotte aus, um den Seeweg nach Ostindien zu entdecken. Im Mai 1498 landete sie in Calicut. Damit beginnt die Erobertätigkeit Europas in diesem Weltteil. Das berühmte „Pfefferland" übte seine Reize.

Man kann sich das Erstaunen vorstellen, als die Portugiesen hier Christen entdeckten!

Im Jahre 52 unserer Zeitrechnung — so lautet die Ueberlieferung — ist der Bruder und Jünger Christi, der heilige Thomas, mit einigen Anhängern an dieser Küste nahe Cochin in Cranganore gelandet.*) Es gelang ihm nach einiger Zeit zwei Brahmanen vornehmster Abkunft zu bekehren. Die Tradition bewahrt ihre Namen: Sankarrapuri und Pakalomattam. Er gründete 7 Kirchen, setzte die beiden Brahmanen zu Bischöfen ein, und wandte sich, als er die Saat seiner Lehre üppig sprießen sah, dem Osten zu. Nach einem Aufenthalt von 16 Jahren in Indien ward er dann in der Nähe von Madras ermordet. Es gibt in der Vorstadt von Madras eine von den Portugiesen erbaute Kathedrale St. Thomé, die über seinen Ueberresten errichtet sein soll. Sie steht auf einem Hügel nah am Meer, und im Innern der Kirche ist eine Falltür am Fußboden, unter der das Grab gezeigt wird. Der 21. Dezember 68 wird als der Tag seines Martyriums bezeichnet. Im ersten Jahrhundert schrieb ein Mann Namens Abadias ein Buch, in dem er von einem Werke spricht, das St. Thomas Reise schildere.

Von den beiden Brahmanenfamilien starb die eine aus; die andere, Pakalomattam, versah die Kirche mit erblichen Erzdiakonen und Bischöfen bis zum letzten Jahrhundert. Ferner halten es die Historiker von Travancore für einen Beweis der Richtigkeit der Tradition, daß in einem Bezirk eine Abteilung von Christen nach den brahmanischen Kastengesetzen lebt und sich kleidet. Die Frauen schützen sich mit großen Schirmen vor dem Blick profaner Augen und heiraten nur, wenn überhaupt, in die vornehmste Brahmanenkaste hinein.

Einen Beweis für das Alter der Christengemeinde in Malabar bilden die wertvollen Dokumente, auf Kupferplatten eingeritzt, die noch in ihrem Besitze sind. Das erste aus dem Jahre 230 stellt die Schenkung eines Dorfs an „Iravi Cartan, den großen Kaufmann aus Salem", mit einer Anzahl von Rechten und Privilegien durch den Kaiser Sri Vira Raghavan dar. Als Zeugen sind der Raja von Travancore und alle möglichen Brahmanen unterzeichnet. Der berühmte Verfasser des „Travancore State Manual", der Brahmane Nagam Aiya, nimmt an, daß die Vergrößerung der Gemeinde Niederlassungen in anderen Orten nötig machte, und daß Eravi Cartan ihr Oberhaupt gewesen sei.

Das zweite Kupferplattendokument wurde dem Thomas Cana unter der Regierung des Kaisers Cheruman Perumal verliehen, der nach „Day" von 341—378 regierte. Die Zahlenangaben sind für Europäer sehr schwer zu verstehen. Indische Astrologen berechnen die Ankunft des Thomas Cana auf 321, die Engländer auf 345. Er war ein syrischer Kaufmann, der mit 400 Stammesbrüdern, unter ihnen verschiedenen Priestern und einem Bischof, in Cranganore landete, wo er 64 Familien von Thomaschristen vorfand. In einer im Britischen Museum befindlichen Uebersetzung jesuitischer Missionäre heißt es:

Der König schenkte ihm einen großen Wald, um dort eine Stadt zu bauen und legte selbst den Grundstein zu einer Kirche und zu dem Hause des Thomas. Und er baute ihm eine Stadt mit Häusern und Gärten mit Mauern, Wege und Plätze. Auch verlieh er ihm sieben Arten von Musikinstrumenten und alle Ehren und das Recht im Palankin zu reisen, und daß bei Hochzeiten die Frauen mit dem Finger im Mund pfeifen dürften wie die Frauen der Könige es tun, und er übertrug ihm die Würde und das Vorrecht Teppiche auf den Boden zu breiten und Sandalen zu tragen und einen Pavillon zu errichten und auf Elefanten zu reiten. Und außerdem verlieh er dem Thomas fünf Zolleinnahmen, ihm, seiner Nachkommenschaft und seinen Genossen, sowohl Männern als Frauen, und allen seinen Verwandten und den Anhängern seines Glaubens für immer.

Der König und acht Zeugen unterschrieben das Dokument. Es folgt dann noch eine Note des Uebersetzers, dies sei das Dokument, durch welches der Kaiser von Malabar das Tiefland von Cranganore dem Armenier Thomas Cananeo und den Christen von St. Thomas geschenkt habe.

Beweisen diese Kupferplatten bereits das Alter der Christengemeinden, so tut das auch die bei ihnen bis auf den heutigen Tag gebräuchliche Liturgie, die in keinem andern Ritus ihres Gleichen hat. Es heißt darin:

Gewähre uns, Herr, daß die Ohren, die die Stimme Deiner Gesänge gehört haben, niemals die Stimme des Lärms und Streits vernehmen mögen. Gewähre uns ebenso, daß die Augen, die Deine große Liebe gesehen haben, auch Deine gesegnete Hoffnung schauen mögen.

Die Sätze werden dem St. Thomas selbst zugeschrieben.

Bis heute sind die Christen in „die nördlichen" und „die südlichen" geteilt. Es scheint, daß im neunten Jahrhundert Sapir Iso, ein frommer wundertätiger Bischof, aus Persien kam, sich in Quilon niederließ und gewisse Unterschiede zu den Cranganore-Christen begründete. Die Kupferplatten, die die ihm verliehenen Rechte enthalten, befinden sich im Seminar der jakobitischen Syrer in Kottayam. Die Inschrift sagt, daß mit Erlaubnis Ravi-Guptas, des Königs, Sapir Iso das Land zum Bau einer Kirche bei Quilon schenkt.

Auch ein paar Steine mit dem Kreuz der Christen und Grabschriften sind in der Valiapallakirche in Cottayam aufbewahrt. Sie sollen aus Cranganore in die nur 300 Jahre alte Kirche gebracht worden sein und werden von den Archäologen ihrer Inschrift nach in das 7. und 10. Jahrhundert gesetzt.

Von den nächsten Jahrhunderten weiß man nicht viel. Nestorianische und jakobitische Bischöfe scheinen von Zeit zu Zeit aus Babylon oder Bagdad gekommen zu sein. Der venetianische Reisende Marco Polo erwähnt der Nestorianischen Christen in Malabar im dreizehnten Jahrhundert. Auch der Papst sandte mehrfach Geistliche, deren Berichte vorliegen. 1348 entwirft John de Marignoli ein anschauliches Bild von Land und Leuten, spricht von der Pfefferpflanze und ihrer Behandlung, von der Kirche zu Quilon, die er mit Gemälden geschmückt und einer Marmorsäule, die er mit dem päpstlichen Wappen und dem Kreuz versehen in Gegenwart einer unzählbaren Menschenmenge zum Gedächtnis für „ewige Zeiten" auf einem Felsen am Meer errichtet habe.

Diese Steinsäule ist erst in neuester Zeit vom Meere gestürzt und fortgeschwemmt worden.

Joseph Simon Assemani, ein Syrer des Maronitischen Ritus, der im Vatikan als Kenner der syrischen und arabischen Sprachen angestellt war, berichtet in seiner Bibliotheca Orientalis, welche 1719—1728 erschien, daß die syrischen Christen Malabars von eigenen Königen regiert wurden. Es heißt darin:

*) Nach Harnack war Thomas nicht der Bruder Christi. K Z

Im Laufe der Zeit nahm das Gedeihen der Christen von Quilon und Cochin so zu, daß sie sich einen König gaben. Der erste, Balliartes, genannt der König der Thomaschristen, regierte in Malabar; und als nach ihm einige seiner Söhne regiert hatten, ging die Dynastie schließlich durch das Gesetz der Adoption auf die heidnischen Könige von Diamper über. Als die Portugiesen zuerst an diese Küste kamen, gehorchten die Malabarchristen dem König von Cochin.

Diese Angaben werden indeß bezweifelt. Die alten Vorrechte, die schon dem Iravi Kartan verliehen wurden und ihm und den nachfolgenden Häuptern der Gemeinde fürstlichen Rang gaben, mögen die europäischen Abgesandten zu übertriebenen Vorstellungen veranlaßt haben. Die Portugiesen fanden bei den Christen ein Szepter, das mit Silber eingelegt war und an der Spitze drei Glöckchen trug. Jedenfalls waren die Christen zahlreich und mächtig und im ganzen Lande bis Cap Camorin verbreitet. Aus den Jahren 1494 und 1526 sind ganz im Süden neben einer alten Kirche 2 Granitpfeiler mit Inschriften erhalten, die das Recht der christlichen Fischer auf allerlei ihnen von Alters her zustehende Einkünfte und Zölle bestätigen und die Hindu-Fischergemeinschaft ermahnen, mit den christlichen Fischern in Frieden zu leben und daß sie „ein Asyl für die Unterdrückten" darstellen möchten.

Auf welch einen hohen Kulturzustand läßt dieses Dokument schließen! Welch ein aufgeklärter toleranter Geist herrschte in den Staaten brahmanischer Religion, wo die Christen $1^1/_2$ Jahrtausend lang nicht nur unbelästigt sondern hoch geehrt lebten! Wie sah es dagegen in den vom Islam beherrschten Ländern aus, wie in denen des christlichen Europa!

Mit dem Eindringen Europas in der Gestalt Portugals in Malabar war es auch hier mit dem Frieden vorbei. Anfangs war die Freude auf beiden Seiten groß, und die Christen, bedrängt von den Mohammedanischen Nachbarn, die sich gerade damals in Mysore und Calicut zu großer Macht entwickelten, stellten sich freiwillig unter den Schutz Portugals. Vasco de Gama begriff schnell, welchen Wert es hätte sich an dieser Küste eine Partei zu sichern. Er versprach ihnen alles, was sie wollten, ehrte sie hoch und entließ sie reich beschenkt. Zuerst ging alles ganz gut. Man ward sich erst langsam der großen Unterschiede bewußt, welche die Thomaschristen von den römisch-katholischen trennten. Dann hofften diese jene zu bekehren und das gelang, wenn es sich um die einfachen Eingeborenen des Volks handelte. Franzis Xavier kam nach Travancore und gewann besonders an der einsamen Küste südlich der Hauptstadt viele Hunderte. Aber der Widerstand begann, als man den Thomaschristen statt der syrischen die lateinische Sprache aufnötigen, Heiligenbilder in den ungeschmückten Kirchen aufhängen, das Ornat der Priester einführen wollte und das Reisbrod und den Palmenwein, den sie beim Abendmahl verwendeten, für Blasphemie erklärte. Die nestorianischen und chaldäischen Bischöfe, die aus Babylon berufen wurden, waren dem römischen Klerus ein Dorn im Auge. Mehrfach verklagte man sie beim Papst und sandte sie über Lissabon nach Rom, um sich zu verantworten. Inzwischen hatte man freie Hand und setzte römisch-katholische Priester ein. Die Jesuiten kamen. Sie gründeten in Cranganore eine Erziehungsanstalt für Geistliche, und der Einfluß der gebildeten Europäer war natürlich so groß, daß alle schwächeren Elemente den alten Glauben abschworen. Wurde doch nun die Nestorianische im ganzen Osten verbreitete Auffassung des Christentums von den römischen Katholiken als schlimmste Ketzerei verabscheut und dargestellt. Indeß blieb ein großer Teil der Syrer fest. Während sie fortfuhren sich Bischöfe von Antiochia oder Babylon kommen zu lassen, sandte der König von Spanien und Portugal, der berüchtigte Philipp II., den Erzbischof Mensis, einen feurigen Glaubenseiferer, nach Indien, um dort den Gehorsam der Christen gegen die katholische Kirche zu erzwingen und „alle Ketzerei" auszurotten. Auch der Papst stattete ihn mit Aufträgen aus. Der neue Erzbischof von Goa widmete sich seiner Aufgabe mit großer Energie. Er bereiste das ganze Land und zwang durch die Macht seiner Stellung und Persönlichkeit viele Gemeinden zur Unterwerfung. Endlich — im Juni 1599 — berief er ein Konzil, das von 2000 Syrern besucht war. 6 Tage lang dauerten die Verhandlungen. 153 Priester und etwa 600 Laien ergaben sich schließlich — nach katholischen Berichten. Die übrigen blieben standhaft. Da ließ der Erzbischof — nach Angabe der Syrischen Historiker — die Versammlung von Truppen umzingeln und gefangen setzen, bis sie nachgaben. Ihre ganze wertvolle Bibliothek, ihre Gebet- und gottesdienstlichen Bücher wurden verbrannt. Um ein Chisma in der Kirche zu vermeiden, sei dies notwendig gewesen, schrieb der Jesuitengeneral Aquaviva, der die Vorgänge in einem Briefe geschildert hat. Sie hätten 600 der katholischen Wahrheit widersprechende Irrtümer enthalten. Der Erzdiakon, der an Stelle des verstorbenen nestorianischen Erzbischofs der Syrer das Haupt der Kirche war, widersetzte sich weiter der Wirksamkeit der Jesuiten auf alle Weise, versprach aber endlich doch, sich dem Gebot des Heiligen Stuhls zu fügen. Man ließ ihn schwören, indem man ihm in portugiesischer Sprache eine Formel vorlas, von der er kein Wort verstand! Diese Rasse, schreibt der Jesuit, die seit der Zeit des St. Thomas allein den christlichen Glauben aufrecht gehalten hätte, könnte 30 000 bewaffnete Männer, die besten Krieger, stellen. Daraus sehe man schon, wie wichtig es sei, sie an die Sache Portugals zu fesseln. Dafür und für ihr geistiges Wohl habe Mensis in 9 Monaten mehr getan, als seit der Zeit des Apostels geschehen sei. Der Papst Clemens VIII. belobte denn auch den Erzbischof und die Erfolge der Synode in einem interessanten Schreiben, das sich in den Geheimarchiven des Vatikan befindet.

Die Ruhe war äußerlich hergestellt, aber nur äußerlich. Als der Erzdiakon starb, ließen die Syrer sich wieder einen Bischof der orientalischen Kirche kommen, der von den Portugiesen gefangen gesetzt und nach Lissabon geschickt, vielleicht auch auf andere Weise beseitigt wurde. Tief erbittert hielten sie darauf in der Vorstadt Cochins, die nicht unter Herrschaft der Portugiesen stand, eine Versammlung ab, in der sie auf ihr Kreuz schworen, den Jesuiten nicht mehr zu gehorchen. Sie ernannten sich selbst einen Erzbischof und lehnten den portugiesischen ab. Der Abfall war vollständig. Von den 200 000 syrischen Christen sollen nur 400 sich zu der römischen Partei gehalten haben. Rom machte dann hinter dem Rücken Portugals Versöhnungsversuche und sie waren auch von Erfolg begleitet. Aber die Ankunft der Holländer und die Vertreibung der Portugiesen machte ihnen fürs Erste ein Ende. Die ganze portugiesische Geistlichkeit ward ausgewiesen.

Die Könige von Portugal beanspruchten indessen weiter das Recht der Oberherrschaft über die Katholiken Malabars. Anderthalb Jahrhunderte lang hatte kein Missionar sich ohne die Erlaubnis von Lissabon hier niederlassen dürfen. Bei der Ausweisung der Portugiesen durch die Holländer sah sich nun Rom genötigt, Priester und Missionare andrer Nationen dorthin zu senden, und kam darüber mit Portugal in Streit, der erst 1886 beigelegt wurde.

Die katholische Kirche ließ natürlich nicht aus den Händen, was sie einmal besaß. Sie hatte nach dem Abfall der Syrer eine große Menge ausgewählter Karmelitermönche geschickt, die gütig und streitschlichtend, großen Einfluß gewannen und viele Proselyten machten. Mündliche Ueberlieferung sagt, die Holländer hätten ihrerseits an einem Tage 12 katholische Kirchen verbrannt. In der mir zugänglichen Literatur heißt es nur, sie hätten einige Kirchen für den protestantischen Gottesdienst in Anspruch genommen. Jedenfalls machte der Katholizismus auch unter ihnen weitere Fortschritte, während die Partei der Syrer Mühe hatte sich zu erhalten. Sie scheint auch unter sich in Uneinigkeit geraten zu sein, da Jakobitische Bischöfe berufen wurden, die den einst maßgebenden Nestorianern nicht paßten.*) Eine

---

*) Die Syrische-monophysitische oder Jakobitische Kirche hielt an der Lehre von der einheitlichen Natur Christi fest, die das Calcedonensische Konzil von 451 verurteilt hat. Sie behauptet, daß die verschiedenen Naturen in Christus zu einer geworden sind. Ihr Stifter ist Jakob Baräda, Bischof von Edessa, der während der Christenverfolgungen durch Justinian Bedeutendes für diesen Glauben leistete. Wie in der griechischen Kirche gebrauchen die Jakobiten gesäuertes Brod beim Abendmahl und bekreuzen sich nur mit einem Finger. Sie bedienen sich der altsyrischen Sprache.

Die Nestorianer haben ihren Namen von einem Bischof von Konstantinopel, dessen Lehre die Synode von Ephesus 431 verdammte.

ganze Reihe eingeborener Bischöfe aus der Pakalomattamfamilie, die alle den gleichen Namen, „Mar Thomas“ trugen, waren ihre Oberhirten, die nur zuweilen von Antiochia oder Babylon bestätigt wurden. Erst England nahm sich im vorigen Jahrhundert der in Armut und Unwissenheit gesunkenen Gemeinschaft, die so treu an ihrem alten Glauben hing, an. Die ersten Residenten schafften Fonds herbei und sorgten durch die evangelischen Missionsgesellschaften für Unterricht. Das brachte natürlich eine weitere Schwächung der syrischen Gemeinden hervor, weil viele ihrer Glieder sich der englischen Kirche anschlossen.

Der erste Missionar der Londoner Missionsgesellschaft, der nach Travancore kam, war ein Deutscher, Wilhelm Tobias Ringeltaube, der von 1806—16 hier eine unermüdliche und höchst segensreiche Tätigkeit entfaltete. Er wirkte im Süden, lehrend, predigend und taufend und berichtet von 617 Mitgliedern seiner Herde. Nach 10 Jahren verließ er plötzlich das Land und tauchte bei einem englischen Geistlichen in Madras auf. Obgleich er im Begriff war eine Seereise anzutreten, trug er keinen Rock und nur eine Art Strohhut, den Eingeborene nach ihrer Weise verfertigt hatten. Trotz seines verwilderten Aussehens interessierte er aber seinen korrekten Gastfreund außerordentlich. Dann reiste er ab, niemand erfuhr, wohin, und man hat niemals wieder von ihm gehört. In Travancore aber ist die Erinnerung an ihn bis auf diesen Tag erhalten. Die Christen des Südens erzählen Legenden von ihm, und Nagam Aiya meint, er sei aus dem Holze geschnitzt gewesen, aus dem die Apostel gemacht waren. Ein eingeborener Geistlicher, dem Ringeltaube seine Herde hinterließ, führte diese bald darauf dem Bischof von Calkutta vor, der sich auf einer Visitationsreise befand, und der war nicht wenig erfreut über die Erfolge des deutschen Missionars. Heute zählt die Londoner Missionsgesellschaft 60 000 Mitglieder. Die Arbeit der evangelischen Mission galt vorwiegend den untersten Kasten, die sie auf alle Weise hob. Durch den Unterricht schon veränderte sich deren soziale Stellung, und das empfanden die höheren Kasten als einen Eingriff in ihre Vorrechte. So kam es einmal zu großen Unruhen, weil die Frauen der unteren Kasten, die der Volkssitte gemäß den Oberkörper nackt getragen hatten, ihn nun verhüllten. Das wurde als ein beleidigender Uebergriff betrachtet. Nur die Damen der hohen Kasten durften sich derart bekleiden. Der Streit mußte endlich 1859 durch ein Gesetz der englischen Regierung beendet werden, das den Frauen aller Stände das Recht gab sich zu kleiden wie sie wollten.

Auch die syrische Kirche hat sich im letzten Jahrhundert wieder außerordentlich gehoben. Der Streit zwischen den verschiedenen Bischöfen, der nicht aufhörte, ist durch richterliche Entscheidung beigelegt worden. Der Jakobiten-Patriarch von Antiochia ward als die einzige zuständige Behörde anerkannt, Bischöfe für die syrische Kirche zu ernennen. Mar Dionysios, in dessen erste Amtszeit das Urteil fiel, sitzt noch heute als uraltes Kirchenoberhaupt in Cottayam, wo sich die beiden ältesten syrischen Kirchen, die Colleges und die Universität, kurz der Mittelpunkt der Gemeinschaft befindet. Obgleich sich die Syrer jakobitisch nennen, haben sich ihre Ansichten sehr den römisch katholischen angepaßt. Nur benutzen sie die syrische Sprache und eine andere Liturgie. Die bei dem Prozeß unterlegene Partei hat sich völlig von jener getrennt. Diese Christen haben ihren eigenen Bischof, der in Maramana sitzt, nennen sich Thomaschristen und behaupten, zur ursprünglichen Reinheit ihrer Kirche zurückgekehrt zu sein. Sie sind durch die evangelische Richtung beeinflußt und werden im Allgemeinen „Reformsyrer“ genannt.

Meine persönlichen Eindrücke von diesen Syrern waren die allerbesten. Ich sah in Trivandrum ihre schöne Kirche, und ein junger Gelehrter, der auch Thomas hieß und der im Begriff ist, eine Geschichte seines Volks zu schreiben, führte mich umher und beantwortete alle meine Fragen. Die soziale Stellung der syrischen Christen ist eine sehr bevorzugte. Sie betrachten sich als in der Kaste einzig den Brahmanen nachstehend, mit deren Töchtern sie eheliche Verbindungen eingehen. Nur mit dem arischen Blut vermischen sie sich. Darum ist auch ihre Farbe ziemlich weiß geblieben. In ihren Gewohnheiten haben sie sich vielfach den Landessitten angepaßt. Doch tragen die Männer der höheren Stände europäische Kleidung, während die Frauen und Mädchen sich in weiße Gewänder mit Goldborten hüllen. Stets sah ich bei ihnen das syrische Kreuz als Schmuckstück. Aber die Ohrlappen haben sie durchstochen und verunstaltet. Sie hängen lang her nieder. In der Ohrmuschel tragen sie zum Unterschiede von den Eingeborenen einen goldenen Pfeil. Der Brautring wird von ihnen in Form einer Kette um den Hals gehängt. Sie besuchen, wenn sie höhere Bildung erlangen wollen, die englische Missions- oder Staatsschule. In der ersteren sang mir ein kleiner Chor, der hauptsächlich aus ihnen bestand, geistliche und Volkslieder englischer Herkunft mit großer Freude vor. In der Staatsschule, die unter Leitung englischer Damen steht und von 400 Mädchen besucht wird, sah ich eine bildschöne junge Syrerin als Lehrerin wirken. In Cochin besuchte ich den jungen syrischen Geistlichen in seinem grün umrankten Häuschen neben der Kirche. Seine liebliche junge Frau, mit dem Erstgeborenen auf dem Arm, der der weiße Sari um Haar und Schultern flutete, glich ganz einer Madonna. Und dann trat ich in die Schule, in der zwei junge Männer etwa zwanzig Kinder unterrichteten. Die Kinder waren schön zum Entzücken, die jungen Lehrer bestrebt, mir die Fortschritte der Schüler in der englischen Sprache vorzuführen. Die Kleinen waren fast lauter Sprößlinge indischer Christen. Besteht doch die große Masse der syrischen Christen aus ihnen.

In diesen glücklichen zwei Musterstaaten hat der Geist der Toleranz seit Jahrtausenden geherrscht und die Folgen der starren Kastengesetze gemildert. Nicht zum wenigsten ist dem Christentum, das hier bis zum sechzehnten Jahrhundert einig unter sich, friedlich und freundlich geblüht, das Verdienst daran zuzuschreiben. Ehre aber den Fürsten, die zu einer Zeit, da die übrige Welt entweder im tiefsten Dunkel lag oder vom Geist des finstersten Fanatismus beherrscht wurde, den Fremden ein Asyl gewährten und sie schützten und ehrten; die der Religion der Liebe eine Stätte bereiteten, als sie noch überall in der Alten Welt verfolgt und verachtet um ihre Existenz zu ringen hatte. Das ist eine Tat brahmanischer Könige, die wir nicht vergessen dürfen dankbar anzuerkennen. Dem Geiste einsichtsvoller Toleranz sind sind die Herrscher Malabars treu geblieben bis heute.

Katharina Zitelmann

Er starb 440. Die Nestorianer halten die zwei Naturen Christi streng auseinander, als zwar verbunden aber nicht vermischt. K Z

Die religiöse und soziale Reformbewegung in Indien

Die Vorstellungen des Westens von der indischen Freiheitsbewegung leiden gemeinhin an zweierlei Unzulänglichkeiten und Einseitigkeiten. Einmal wird angenommen, Jungindien sei entstanden und eine Macht geworden erst durch „die Fehler der englischen Politik“ und durch die fremdenfeindliche nationalistische Flutung überhaupt, die, von Japan und der Türkei sich ausbreitend, allmählich die Gestade aller asiatischen Völker in Brandung versetzt hat. Sodann herrscht die Auffassung, die revolutionäre Bewegung trage ausschließlich politischen Charakter, ihr einziges Ziel sei die Vernichtung des britischen Joches, die Wiedererlangung der alten nationalen Selbständigkeit. In Wirklichkeit sind die Ideen der indischen Freiheit, die heute eine solche Stoßkraft erlangt haben, schon im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts entstanden, als der Radscha Rammohun Roy die, eine Synthese des indischen Pantheismus mit dem westlichen Monotheismus anstrebende, Gemeinde der Brahmo-Samadsch gründete. Der eigentliche Heimatboden der heutigen umstürzlerischen und reformatorischen Gärungen ist also das religiöse Gebiet, nicht das politische, und die Wurzelfassung in diesem ideellen Erdreich entspricht durchaus dem ganzen Temperament und der seelischen Veranlagung des indischen Volks. „Seine enorme, die ganze klassische Literatur übertreffende geistige Tätigkeit“, sagt Max Müller zutreffend, „wurzelt in seinem Glauben, seine bedeutendsten Taten strahlen von seiner Religiosität aus.“ Die Religion beschließt tatsächlich des beschau-

lichen Inders ganze Weltanschauung, das spekulative Erkennen ist der Mittelpunkt seines ganzen geistigen Lebens, sein Denken ist das metaphysisch tiefste der Welt, aber eben deshalb auch in seiner Abwendung von aller Materialität durchaus unpolitisch. Indien ist zugleich das Land, in dem die Prinzipien der absoluten Gedankenfreiheit und Duldsamkeit, im Gegensatz zum Orthodoxismus des kirchlichen Lebens im Westen, stets siegreich verteidigt worden sind. Der streng rechtgläubige Ausleger der heiligen Schriften Sankara meint von den auf die Weltschöpfung sich beziehenden Glaubensvorstellungen:

> Die Schrift hat nicht die Absicht, über die mit der Schöpfung beginnende Weltausbreitung eine Belehrung zu erteilen, weil weder ersichtlich ist noch irgendwo gesagt wird oder denkbar ist, daß hiervon irgend etwas, worauf es für den Menschen ankommt, abhängig ist.

Wie über die Weltentstehung, so kann nach indischer Religiösität jeder über das Verhältnis von Geist und Stoff, Gott und Menschheit überhaupt denken, wie er will. Die Ideen des europäischen Liberalismus mußten also, sobald sie zum Osten vordrangen, nach den Gesetzen der Affinität gerade hier, in der Glaubenswelt des Inders, verwandte Gefühle auslösen, zu ähnlichen fortschrittlichen und freiheitlichen Entwicklungstendenzen den Antrieb geben. Befruchtungen dieser Art haben tatsächlich von der ersten Berührung mit dem abendländischen Modernismus an in mannigfaltiger Weise stattgefunden, und in der geistigen Gärung, die sie geschaffen, liegt die eigentliche und tiefere Antriebskraft der großen Revolutions- und Reformationsbewegung, in deren Zeichen Indien heute steht.

Die reine Geisteswelt des ursprünglichen Pantheismus hat die zügellose Phantasie des Inders allmählich mit einem Wust von Göttern und Götterfamilien, symbolischen und mythischen Wesen bevölkert, in dem jede Klarheit, Einheit, Logik vernichtet erscheint. Gegen diese Auswucherungen einer haltlosen Metaphysik kämpfte Rammohun Roy, der Rationalist und Unitarier. Er möchte den ganzen Götterhimmel und Götzendienst ausschalten und die Anbetung allein auf den das All beseelenden Gottgeist zurückführen, der der Quell jeder Religion ist. Er hoffte, auf dieses Evangelium hin nicht nur alle indischen Bekenntnisse, Hindus, Moslems, Parsis, zu einer nationalen Einheit zu verbinden, sondern er lehnte sich auch bewußt an das Christentum an, mit dem er durch die britischen Missionen bekannt geworden war, und wollte so eine gemeinsame Basis für die solidarische Kulturarbeit des Ostens und Westens schaffen. Die von ihm gegründete Sekte hat in gebildeten Kreisen, namentlich unter den wohlhabenden und geistig regsamen Parsis, viele Anhänger gefunden, steht aber trotzdem auf ziemlich vereinsamtem Posten, weil ihr der Zusammenhang mit der Volksmasse fehlt, deren mystischer Geistesrichtung und an symbolische Gestaltung und farbige Kunstverkleidung gewöhnter Religiosität die nüchterne Welt der reinen Vernunft, auf die sich Rammohun Roy beruft, durchaus widerstrebt.

Als Purist steht diesem großen Patrioten und ersten Schrittmacher der religiösen Reformen der gelehrte Sanskritforscher Swami Djanard Sarasvati nahe, der Führer der Sekte der Arya-Samadsch, die, wie schon der Name besagt, im Herrenvolk der Arier ihren Wirkungskreis sucht und dementsprechend in dem von der Vermischung mit den farbigen Dravidas freien Nordwesten heimisch ist. Auch sie verlangt die Reinigung der Veden von allen späteren Zusätzen und Ausdeutungen, die Wiederherstellung der ursprünglichen Gott-Wesenseinheit. Aber sie lehnt dabei alle Anleihen bei dem abendländischen Geist ab. Sie rühmt im Gegenteil die ältere Zivilisation ihrer Heimat als den Nährboden des geistigen Fortschritts der ganzen Welt und will aus ihm die Triebkräfte zu einer neuen ursprünglichen und selbständigen Kultur und Glanzperiode Indiens gewinnen. Der ganze, gerade im reinen Ariertum besonders starke Nationalstolz steht auf der Seite der Arya-Samadsch. Sie haben eine Menge höherer und niederer Schulen gegründet, das Zentrum ihrer geistigen Wirksamkeit ist die blühende Universität in Gurukulaa, und ihr Ansehen und ihre Bedeutung wächst von Tag zu Tag in gleichem Maß, wie die nationalistische Strömung überhaupt immer mehr an Kraft gewinnt.

Eine dritte, ihrer Herkunft wie dem Charakter nach ganz

außerhalb des Rahmens dieser Parteibildungen fallenden Richtung ist die der Behaisten. Der Perser Beha Ullah, nach dem Glauben seiner Anhänger die höchste Manifestation Gottes und der Vollender von Moses, Buddha, Zoroaster, Christus, Mohammed, gründete diese Sekte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts „als Endziel aller Religionen, als die natürliche Ergänzung alles dessen, was früher geglaubt wurde, als Glaubensgemeinschaft, die die Religion schlechthin in ihrer vollen Reinheit, Einfachheit und gereinigt von allen entbehrlichen Dogmen und überlebten Riten darstellt." Was Beha Ullah lehrt, ist nicht eine kirchliche Religion, sondern eine Ethik in dem Sinn, daß die Religion in allen Handlungen des täglichen Lebens verwirklicht werden soll. So sonderbar, unpolitisch und phantastisch uns derartige Bestrebungen erscheinen mögen, so großen Erfolg haben sie in der Kultursphäre, in der sie entstanden, gehabt. Zunächst in Persien, dann aber, auf das Nachbargebiet übergreifend, in Indien unter den Brahmanen wie Hindus wie Parsis, Sikhs, Lains, Darsis.*) Die Ursache des starken Zulaufs ist allerdings wohl weniger in der Anziehungskraft der behaistischen Lehre, als in dem sehr realen Umstand zu suchen, daß deren Anhänger sich über alle Gesetze der Kastengliederung hinwegsetzen und mit ungemeiner Tapferkeit solidarisch für den Schutz aller Gemeindemitglieder vor der Verachtung eintreten, der sie sonst als Angehörige untergeordneter Gesellschaftsgruppen ausgesetzt sind.

Damit tritt die Betrachtung der Bewegung auf eine andere Linie über, deren Aussichten dem Europäer weit vertrauter und bedeutsamer erscheinen als die Klänge des religiösen Instruments, mit denen die Seiten seines ganz anders gearteten Empfindens kaum jemals zusammenschwingen. Wie das Christentum die Keime all der Revolutionen in sich trug, durch die im Abendland die Ideen des Demokratismus und des sozialen Ausgleichs zum Sieg gelangten, so stehen auch die sämtlichen religiösen Neubildungen Indiens im Dienst einer Reform der ganzen gesellschaftlichen und politischen Verfassung an Haupt und Gliedern. Es verdient bemerkt zu werden, daß diesen umstürzlerischen Tendenzen zunächst gar keine Spitze gegen die europäische Fremdherrschaft innewohnte, daß vielmehr z. B. noch ein Keschab Tschandra, der bedeutendste Jünger Rammohun Roys, der Hoffnung lebte, sein Freiheitsprogramm mit Hülfe der Briten zu verwirklichen. Durch den Umschwung in der gesamten politischen Konstellation sind dann allerdings derartige Tendenzen bald in ein anderes Geleise gedrängt worden. Der radikale Nationalismus hat den religiösen Reformern den Wind aus dem Segel genommen und sie mit in die Front des britenfeindlichen Aufmarsches gerissen, in dem sie aber niemals eine Führerschaft erlangt oder erstrebt haben. Anders liegen die Dinge auf sozialem Gebiet. Hier spielen die religiösen Gemeinschaften durchaus die erste und maßgebende Rolle. Die Axe, um die sich die soziale Frage Indiens dreht, bilden drei Hauptprobleme: die Beseitigung des Kastenwesens, die Abschaffung der Kinderehen, die Hebung der Lage der Parias. Die Einkapselung der indischen Bevölkerung in Kasten, deren jede ein abgeschlossenes gesellschaftliches Dasein für sich führt, verhindert nicht nur den industriellen Fortschritt des Landes und damit eine Lösung der Ernährungsfrage, sondern macht auch eine freie Entwicklung des politischen Lebens nach europäischen Gesetzen, deren Voraussetzung die Ungebundenheit des Individuums ist, unmöglich. Im System der Kinderehen liegt zweifellos die Hauptursache des jähen Zuwachses der Bevölkerung in einem Maßstab, der die Zunahme der Erzeugung von Nahrungsmitteln ständig überflügelt. Dabei sind die Kinder, die diesen Ehen entsprießen, durchweg überaus schwächliche Naturen, denen, sofern sie nicht alsbald sterben, jedes Rüstzeug zur selbständigen Erhaltung im harten Lebenskampf fehlt und deren Gesamtheit nichts wie eine tote Last am wirtschaftlichen Gangwerk bildet. Der Stand der Parias wird bekanntlich aus den Nachkommen unterworfener Stämme und aus solchen Eingeborenen gebildet, die ihre Kastenzugehörigkeit wegen irgend eines schweren Vergehens verloren haben. Nichts kann schärfer den furchtbaren Abgrund menschlichen Elends be-

*) Auch in Ländern westlicher Kultur, namentlich in Nordamerika und England, haben sich starke Gemeinden von Behaisten gebildet. v M

leuchten, zu dem diese Menschenklasse herabgesunken ist, als eine Schilderung der großen Menschenfreundin und Theosophin Annie Besant in der Indian Review, die zu der Schlußfolgerung kommt:

Die Parias besitzen entartete, übelriechende Körper, weil sie Generationen hindurch von schlechten Nahrungsstoffen und Getränken gelebt haben; es werden daher Menschenalter besserer Nahrung und besserer Daseinsbedingungen nötig sein, bis sie diese körperliche Eigentümlichkeit verloren haben und bis es so überhaupt nur möglich sein wird, sie mit anderen Menschen zusammen wohnen zu lassen und ihre Kinder in die gleichen Schulen wie die Kinder anderer Inder aufzunehmen.

So sehr nun die religiösen Reformgemeinden in ihren Glaubenslehren von einander abweichen, so stehen sie doch in ihrer Haltung gegenüber den sozialen Fragen durchaus auf gleichem Boden, und in dieser Einigkeit begründet sich die beste Aussicht auf das Gedeihen, die Ausbreitung und Vertiefung der Sekten zu einer wahrhaft fortschrittlichen, den ganzen gesellschaftlichen Organismus Indiens durchsäuernden und dessen furchtbare Gebrechen heilenden Macht. Sie alle streiten wider den Kastengeist mit allen Waffen ihrer weitherzigen liberalen Weltanschauung, nehmen in ihre Schulen und Gemeinschaften die Angehörigen aller Kreise auf und legen so das Fundament zur persönlichen Annäherung der fremd einander gegenüberstehenden Gruppen, zur Abschwächung des Standesdünkels, zur Anbahnung einer freiheitlichen, das Recht der Individualität schützenden Gesellschaftsordnung. Sie alle setzen sich für die Abschaffung der Kinderehe ein. einmal schon aus ihren religiöspuristischen Anschauungen heraus, da die Ueberlieferung, die diesen Brauch eingebürgert hat, erst späteren Mißdeutungen der reinen Lehre der Veden entstammt, sodann, weil der charitative Charakter ihrer Organisationen sie von selbst zum Kampf gegen diese Unsitte mit all ihren dissozialen Folgeerscheinungen antreibt. Und dieser Wohltätigkeitssinn macht auch vor dem Auswurf der Parias nicht Halt, zu deren Pflege und Heranbildung die Brahmo — wie die Arya Samadsch — allenthalben besondere Schulen und Anstalten gründen.

Der freiheitliche Geist, der in der sozial-religiösen Reformbewegung tätig ist, hat natürlich auch die Reaktion auf die Schanze gerufen. Eine Reihe von Gegenorganisationen haben sich gebildet, in denen der altindische Konservatismus die religiöse Ueberlieferung und die Sitten und Gebräuche der Altvorderen verteidigt. Unter ihnen nimmt die Ramakrischnamission die weitaus erste Stelle ein. Charakteristisch für die Gewalt, die die alles durchsäuernden liberalen Ideen bereits erlangt haben, ist es jedoch, daß auch auf dieser Seite das Wirken eines neuen Geistes sich keineswegs verleugnet. Swami Vivekananda, der Gründer der Ramakrischnagemeinde, ist durchaus kein einseitiger Reaktionär. Sein ganzes Streben geht vielmehr dahin, den alten Inderglauben und die aus ihm hervorgegangenen Staatseinrichtungen mit den Mitteln moderner Wissenschaft, für deren Verbreitung er so gut wie seine Gegner eintritt, zu verteidigen, und seine Jünger, unter denen der hochangesehene Philosoph Tripathi an erster Stelle steht, gehen auf dieser vorwärts gerichteten Bahn noch ein gut Stück weiter. Sie sehen z. B. in dem Kastenwesen nichts als eine Uebertragung der Lamarckschen Lehre von der Hinaufentwicklung der Menschheit im Wege der Anpassung und Vererbung auf das soziale Gebiet und erkennen diesem System gegenüber die natürliche Berechtigung des europäischen freiheitlichen Demokratismus als eine der Darwinschen Lehre von der Auslese der Besten durch den Kampf ums Dasein entsprechende Antinomie durchaus an.

Eigentümlich ist die Stellung der Briten zu den Neuerern. Die englische Mission, die allerdings nur im Süden und auch da nur in der Bekehrung des ungebildeten Proletariats Erfolge erzielt, geht mit ihnen angesichts der gleichen Reformziele auf sozialem Gebiet vielfach Hand in Hand. Ja die von Oberst Olcott und der schon genannten Annie Besant gegründete, schnell zu Bedeutung gelangte Theosophische Gesellschaft sucht in ihrer gefühlsseligen Mystik unmittelbare Verknüpfungen mit der Volksseele der Eingeborenen und unterscheidet sich in der ganzen Art ihres Auftretens und ihrem Reformprogramm nach wenig von den jungindischen Sekten. Umso unfreundlicher ist diesen gegenüber die Haltung des offiziellen Englands. Es behandelt die religiösen Reformatoren vielfach nach demselben Maßstab wie die nationalistische Opposition überhaupt und hat z. B. Lala Ladschpat Rai, den angesehenen und hochbegabten Führer der Arya-Samadsch, mit Polizeimaßregeln verfolgt, gleich als ob er ein anarchistischer Agitator wäre. Staatsmännisch klug ist das sicherlich nicht. Denn es ist klar, daß die Kräfte des Häufleins Briten an dem in allen seinen Abmessungen so gigantischen Problem der indischen Reformen versagen müssen, wenn ihnen nicht aus dem indischen Volk selbst heraus hülfreiche Hand geleistet wird. Zu solcher Unterstützung erscheint der religiöse Sozialismus, der durchaus das gemäßigte Element im indischen Liberalismus vertritt, in jeder Weise geschickt. In ihm ist ein warmes menschliches Fühlen für all die Leiden, unter denen das Jahrtausende lang geknechtete Volk seufzt, und der energische Wille, dieser Unsumme von Elend in durchgreifender und systematischer reorganisatorischer Arbeit zu steuern, wach geworden: von ihm aus geht ein frisches Frühlingswehen, das allenthalben dem erstarrten Erdreich Knospen und Keime entsprießen läßt und in dessen emsigen Wirken und Weben das zuverlässige Pfand einer glücklichen Zukunft Jungindiens gegeben zu sein scheint.

von Mackay

Die Konferenz evangelischer Religionslehrerinnen

Die Gründung des Vereins „Konferenz evangelischer Religionslehrerinnen“ zeigt deutlich, daß auch die sogenannten „Positiven“, die theologisch rechts Stehenden die Unzulänglichkeit des heute im Durchschnitt üblichen Religionsunterrichts anerkennen.*)

Auch sie geben zu, daß „gerade in den Fragen, die den Religionsunterricht betreffen, Alles im Fluß ist.“ Auch sie empfinden, „wie schwer es ist, in unserer Zeit zu einem festen Standpunkt sich hindurchzuringen“, und sind der Ueberzeugung, daß in gemeinsamer Arbeit Gleichgesinnter die Schwierigkeiten und Fragen leichter zu lösen sind, eine Erneuerung des Religionsunterrichts leichter angebahnt werden kann, als wenn jede allein sich abmüht. Durch die Gemeinschaft soll „das Glaubensleben und die Glaubenserkenntnis der Einzelnen gestärkt, ihr Verständnis für theologische Fragen geweckt und gefördert werden.“ In der Gemeinschaft suchen sie die Kraft, „dem Eindringen der liberalen Theologie und der religionsfeindlichen Strömungen der Gegenwart in die Schulen“ Einhalt zu tun.

Denn das ist die Hauptsache, dadurch unterscheiden sie sich von andern Bestrebungen, die dem Religionsunterricht dienen, ihn erhalten, vertiefen und lebensvoll gestalten wollen: sie sehen in dem Eindringen der historisch-psychologischen Methode in die Schule, in der Verwertung der Ergebnisse der modernen Theologie vor den Kindern keine Hilfe, sondern eine sehr schwere Gefahr. Gegenüber der wachsenden Religionsfeindschaft unserer Zeit ist ihnen ein Festhalten auch an der Form der Ueberlieferung, an den kirchlichen Bekenntnissen (Unterschiede werden nicht gemacht), an den Dogmen der Standpunkt, der allein siegende Kraft zu verleihen vermag.

Bemerkenswert sind allerdings gewisse Zugeständnisse, die hin und wieder sich einschleichen und zeigen, daß die Schwierig-

*) Es sind bisher vier Denkschriften erschienen, welche die Predigten, Andachten und Vorträge enthalten, die auf den Jahresversammlungen der Konferenz gehalten worden sind: Denkschrift über die 1. Konferenz von Religionslehrerinnen in Göttingen 1905. 48 S. 80 Pfg.; über die 2. Konferenz von Religionslehrerinnen zu Stettin 1906. 112 S. 1,20 Mk.; über die 3. Konferenz von Religionslehrerinnen zu Hildesheim 1907. 80 S. 1,20 Mk.; über die 4. Konferenz zu Kassel 1908. 84 S. 1,50 Mk.

Die Redner resp. Verfasser sind Sup. A. Steinmetz-Göttingen, Oberlehrerin E. Gleiß-Hamburg, Prof. D. Klostermann-Kiel, Prof. Dr. Althaus-Göttingen, Generalsup. Büchsel, Prof. D. Haußleiter-Greifswald, Konsistorialrat Lic. theol. Rogge-Stettin, Prof. Dr. Hoppe-Hamburg, Pastor Kunst, Sup. Kühl-Möhringen, Frl. Fricke-Göttingen, Pastor Salzwedel, Generalsup. Dr. Hoppe-Hildesheim, Oberlehrerin M. Fleck-Hamburg, Schulvorsteherin A. Ludewig-Jena. Prof. Dr. Bornhäuser-Marburg, Frl. Marg. Wacker-Flensburg, Stiftsprediger Peters-Loccum, Prof. D. Dr. Ihmels-Leipzig, Prof. D. Dr. König-Bonn, Frl. von Tiling-Göttingen, Baumeister Memminger-Naumburg.

keiten in der Praxis zu groß sind, als daß Menschen mit wirklichem Instinkt für das, worauf es bei der religiösen Erziehung hauptsächlich ankommt, einen so einseitig starren dogmatischen Standpunkt festhalten könnten. Wenn prinzipiell abgelehnt wird (Denkschrift III S. 44), daß Geschichten wie die von Jakob und Joseph wegen der in ihnen enthaltenen unterchristlichen Sittlichkeit einer Umarbeitung bedürften, so wird gleich in den folgenden Ausführungen die Umarbeitung, allerdings ganz unbewußt, vorgenommen:

Sie [die Kinder] werden ja erleben, daß der fehlende, unrechthandelnde Joseph durch eine schwere Läuterungszeit hindurchgehen muß, daß er als Sklave Vaterhaus und Heimat verlassen muß, daß er Tyrannei und Gefangenschaft erdulden muß — und am Ende dieses Läuterungsprozesses sehen sie, wohin er gelangt ist: Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen.

Aber daß Joseph fehlt, unrechthandelt, für diese Beurteilung gibt der biblische Text keinen Anhalt. Von einer Läuterung Josephs weiß der Bibeltext nichts. Diese Auffassung, die unser modernes sittliches Empfinden in die Geschichte einträgt, ist ja gerade die Umarbeitung, die ein Unterricht auf Grund der Ergebnisse moderner psychologischer und historischer Wissenschaft verlangt. Der sittliche Anstoß, den die Kinder aus christlichen Elternhäusern nehmen, wird durch diese Eintragung von einer sittlichen Läuterung Josephs beseitigt, und so kann der religiöse Gehalt der alttestamentlichen Geschichte für das Kindergemüt verwertet werden.

Desgleichen ist es doch wohl auch ein gewisses Entgegenkommen gegen die historische Methode, wenn (Denkschrift IV S. 67) gefordert wird: Die Mädchen sollen begreifen:

Daß unsre Dogmen nicht tote Lehrsätze sind, deren Annahme die Kirche fordert, sondern daß sie der Versuch sind, mit unzulänglichen Menschenworten die alles menschliche Verstehen überragenden, in die Ewigkeit reichenden Heilstatsachen unseres Gottes auszusagen.

Noch stärker ist das Eingeständnis (Denkschrift IV S. 10):

Dann wird es uns nicht so sehr erschrecken, wenn wir in Lehre und Leben manches von alten Formen dahinsinken sehen — mögen die Formen sich wandeln, der Geist bleibt.

Natürlich finden sich solche Worte wie das letzte nur ganz vereinzelt, und nur bei theologisch gebildeten Vertretern der Konferenzsache. Aber sie sind doch mit Freuden zu begrüßen gegenüber dem verständnislosen Fanatismus, der sich sonst vielfach in den Denkschriften der Konferenz zeigt.

Hierfür nur ein Beispiel (Denkschrift III, S. 73):

Die große Mehrzahl unserer Gegner steht nicht so. Ihr besteht das Christentum in der Seelenstellung, die durch ein religiöses Erlebnis erzielt wird, das, wie sie es beschreiben, beinahe Aehnlichkeit hat mit dem, was wir Wiedergeburt und Bekehrung nennen. Sehen wir aber genau zu, so ist es nichts als das einfache „Sicheinrechnen in die Gemeinde Christi", wie Ritschl sagte, d. h. die Erkenntnis und das sich Zurechnen einer verzeihenden Vaterliebe Gottes, deren bloßer Verkündiger Jesus gewesen sein soll. Es ist das, was Klaus Harms vor nun bald hundert Jahren in seinen 95 Thesen zum dreihundertjährigen Jubiläum der Reformation damit bezeichnete, daß man sich selbst mit der Sündenvergebung bedient, während man sie vor Luther doch wenigstens für Geld gekauft habe. Auch einem solchen sich Zurechnen der Gnade Gottes geht ja eine gewisse Sündenerkenntnis voran. Und diese führt zu einer gewiß oft von einem sehr großen Ernst getragenen Abkehr von der Sünde. Aber da es nicht der Gott der Offenbarung ist, zu dem man sich dabei hinkehrt, so ist es eben ein selbstgemachter Gott.

Wenn man die auf einem religiösen Erlebnis beruhende Seelenstellung, den sittlichen Ernst nicht leugnen kann, dann muß es eben ein selbstgemachter Gott sein, so muß man sich selbst mit der Sündenvergebung bedienen: so urteilt die Konferenz, die Herz und Nieren prüft!

Einer solchen Haltung gegenüber ist es erfreulich, wenn die Konferenz in möglichst weitem Umfange das akademische Studium der Theologie für die Religionslehrerinnen fordert, und zwar ein möglichst intensives Studium auf Grund von ausreichenden Sprachkenntnissen in Latein, Griechisch und Hebräisch, ein Studium in allen Fächern der Theologie, nicht nur in den exegetischen und historischen, sondern auch den systematischen Fächern, ein Kennenlernen auch der von der eignen Richtung abweichenden theologischen Strömungen und der geistigen Strömungen überhaupt. Das wird nicht nur für die Unterrichtstätigkeit an der Oberstufe der höheren Lehranstalten die geeignete und durchaus notwendige Grundlage geben, sondern auch die Fähigkeit, das redliche Wollen und den religiösen Ernst bei Menschen anderer theologischer Richtung zu erkennen und anzuerkennen.

Denn die große Einseitigkeit, die viele Aeußerungen dieses Vereins kennzeichnet, macht ihn, fürchte ich, nicht nur ungeeignet, sein Ziel zu erreichen, nämlich einen Religionsunterricht, der wirklich unserem Volke die Religion erhält, — sie wird viele der Religion geradezu entfremden. Wenn wir auch keinen Augenblick verkennen wollen, daß religiöse Kraft und Begeisterung Manchen in ihrer Gemeinschaft wachsen wird, so liegt doch offen am Tage, wie sehr der „bekenntnisgemäße" Religionsunterricht, der doch bis vor kurzem alleinherrschend war und noch an den meisten Schulen, in den meisten Konfirmandenstunden erteilt wird, unfähig gewesen ist, den Schülern die Religion als höchsten Wert und Halt im Leben zum festen Besitz zu machen. Die Schüler standen den intellektuellen Schwierigkeiten, die sich aus dem Gegensatz des Weltbildes, welches ihnen die Religionsstunde bot, und dessen, was sie in Geographie und Naturkunde lernten, hilflos gegenüber. Den Angriffen, die vonseiten der Anhänger eines popularisierten Nietzsche u. ä. ihren religiösen Standpunkt bedrohten, wußten sie nicht zu begegnen. Und vielfach ist ihnen in dem Drill des Frage- und Lernsystems die Religionsstunde und damit die Religion für ihr Leben verhaßt geworden.

Wenn immer weiter die Formen, in die vergangene Zeiten den Inhalt ihres religiösen Lebens gefaßt haben, die dem heutigen religiösen Empfinden großer Kreise nicht mehr entsprechen, die wir nur auf Grund eingehender historischer Studien in ihrem religiösen Gehalt uns zu eigen machen können, — wenn diese Formen immer weiter die Hauptsache des Religionsunterrichts sein sollen, dann besteht doch die große Gefahr, daß mit diesen unerträglich gewordenen Formen auch der Inhalt, die religiösen Werte, weggeworfen werden.

Vielen Menschen ist die sogenannte moderne Theologie eine Helferin in ihren Zweifeln geworden, hat sie aus dem Zwiespalt zwischen Wahrheitssinn und religiösem Bedürfnis erlöst. Vielen Lehrern hat sie wieder die Freudigkeit zum Religionsunterricht gegeben.

Wenn es der Konferenz gelingen sollte, durch ihre Vorstellungen die Regierungen — die zweite Konferenz hat sich bereits offiziell an alle Regierungen gewandt — zu einer Unterdrückung dieser von weiten Kreisen gewünschten, für die Erhaltung des religiösen Sinnes gewünschten Unterrichtsart zu bewegen, so dürfte der Schaden unermeßlich sein.

Ada Weinel

Verschiedenes

Georg Daniel Teutsch. Geschichte seines Lebens. Von Friedrich Teutsch. Hermannstadt, W. Krafft 1909. 625 S. 8,50 Mk.

Zehn Jahre sind es her, daß die „Christliche Welt" eine Lebensskizze G. D. Teutschs darbot, der nicht lange darnach der Bericht über die Einweihung des ihm zu Hermannstadt errichteten Denkmals folgte. Jetzt hat der Sohn und Nachfolger des unvergeßlichen Bischofs uns ein umfassendes, sattes Lebensbild seines Vaters und Vorgängers geschaffen und zur Vollendung gebracht, das zugleich dessen würdiges literarisches Denkmal ist. Mit biographischer Kunst ist einerseits die Entwicklung und das Amts-, Familien- und Personleben des ausgezeichneten Mannes pietätvoll gezeichnet, auf der andern Seite der langwierige, nimmerendende, ermüdende Kampf um Bestehen der Eigenart sächsischer Nation in jenem äußersten Südosten des Karpathenlandes zur Darstellung gebracht. Nur zu sehr hat leider hier der Erfolg sich versagt, wenn Teutsch sich abmühte, für die Lebensbedingungen seines Volkes Verständnis zu wecken bei den Pester Machthabern, die weder die Sachsen noch deren Geschichte zu kennen und zu würdigen wußten.

Ungleich besser gelang es ihm, Verbindungen herzustellen mit dem alten Mutterlande und Freundschaftsbande zu knüpfen, die seinen zeitigen Tod überlebt haben und noch heute dauernd nachwirken. Gerade die Abschnitte, die Wachsen und Werden, das Familienleben und die Teilnahme an dem Fortschreiten deutscher Wissenschaft und deutsch-evangelischen Kirchenwesens hüben und drüben schildern, wird man mit besonderer Freude lesen. Mit voller Anteilnahme sehen wir den hohen Mann die Freunde und Gelehrten in Wien und Leipzig und

Berlin aufsuchen, Fühlung und Belehrung suchen bei Wattenbach und Mommsen, bei Ritter und Ranke. — Die Kapitel, welche das schwere Ringen um die politische und kirchliche Existenz seiner Volksgenossen wider bureaukratische und chauvinistische Hindernisse verfolgen, lesen sich nicht so leicht, aber eben diese stellen uns im Rahmen des Lebens des Einen Mannes die Geschichte der Siebenbürger Sachsen in dem halben Jahrhundert von 1850 an ergreifend dar. Naturgemäß treten hier neben Teutsch in großer Anzahl sächsische Charakterköpfe hervor, die mit ihm — in des Wortes doppelter Bedeutung — jene Kämpfe für nationale und kirchliche Selbständigkeit in ihren wechselnden Phasen durchgefochten haben: der vorhergehende Bischof Binder und der nachfolgende Friedrich Müller, dann Josef Andreas Zimmermann, der frühere Sachsengraf und spätere Wiener Oberkirchenratspräsident Konrad Schmidt, v. Altenstedt, Budaker, Brandsch, Haltrich, Marienburg, Albrich, Wittstock, Gebbel, Trauschenfels, Albert Arz von Straußenburg, Karl Wolff und Obert — fast sämtlich jetzt auch schon der Erde entrückt. Aber im Mittelpunkte bleibt doch Teutsch.

Und von ihm darf man getrost angesichts dieser Biographie das Dichterwort anwenden:

> . . . sein Leben
> Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet;
> Kein dunkler Flecken blieb darin zurück.

Fragen wir aber auf der Höhe nach dem Ertrage dieses Manneslebens, soweit ein solches sich einschätzen und voraussehen läßt, so wird das Doppelte zu sagen sein: was politisch ihm nicht gelingen konnte, das hat er national erreicht, einmal als der Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber seines Volkes, dessen Vergangenheit er festgelegt und gleichsam verankert, dessen Selbstbesinnung und Selbstbewußtsein er damit gestärkt und gehoben hat, und zum andern als der Begründer einer neuen, das Gute, Alte aufnehmenden und zeitgemäß fortbildenden Kirchenordnung, die der Nation die Stützpunkte und zusammenhaltenden Klammern bietet, die nicht nur das innere geistige und geistliche Leben nach Möglichkeit gewährleisten, sondern auch ebensowohl die Beziehungen zum Stammlande bewahren als die eigene Bedeutung für die künftigen Aufgaben der österreichisch-ungarischen Monarchie nach Osten hin erhöhen wird.

Wie bunt das kirchliche Leben und für die Sachsen die kirchliche Umgebung in diesem Teile Ungarns sich gestaltet — bunt gleich den Landestrachten, wie große Festtage sie zu entfalten pflegen — das zeigt eine kleine Schrift des Verfassers des besprochenen Lebensbildes: „Die kirchlichen Verhältnisse Siebenbürgens" (Sonderabdruck aus den deutsch-evangelischen Blättern 1906, im Verlage von Hermann Strien, Halle a. S. 63. S. 1 Mk.), deren Kenntnis gleichsam als Beilage sich recht sehr empfiehlt.

Zum Schlusse finde hier ein Brief Raum, den am 8. Dezember 1866 der damalige Pfarrer von Agnetheln an seinen vierzehnjährigen Sohn, seinen jetzigen Biographen, schrieb (S. 247 f.):

„Ich trete am 12. Dezember in mein fünfzigstes Lebensjahr; das fünfundzwanzigste wird in dem Sommer voll, seit ich im öffentlichen Dienst unserer Landeskirche stehe. Das heißt, der Strom meines Lebens ist mehr als zur Hälfte hinabgeflossen. Es kann nach seinem heiligen Ratschluß die Zeit kommen, wo du als der älteste Sohn des Hauses mit für dasselbe denken, sorgen, arbeiten müßtest. Ich will dir hiermit nicht das Herz schwer machen; vielmehr hoffe und bete ich zu Gott, der in seiner Gnade fast wunderbar mir neulich den Quell meines Lebens erneuert hat, daß er mich Euch und der Arbeit für sein Reich erhalte; aber du bist nun in dem Alter, in dem auch der Ernst des Daseins an den denkenden Geist herantreten soll und kann, damit er die jungen Flügel stärke zum Aufschwung zum Licht. Und auch das halte dir immer gegenwärtig, daß denen, die nach uns kommen, das Leben eine eigene Aufgabe in Arbeit und Kampf für die höheren Güter bereitet haben wird und die Vergangenheit und Ehre der Väter an die Jugend fordert, daß sie ihn recht bestehe. So erhalte dich Gott denn, mein liebes Kind, rein und brav und fleißig. Denke bei allem, was du tust, was würde der Vater dazu sagen, und daß Gott es weiß und sieht."

Hermens

Suchen wir einen neuen Gott? Von Walther F. Classen. Lebensfragen Heft 22. Tübingen, Mohr 1907. 51 S. 80 Pfg.

Drei Freunde aus dem Hamburger Lehrlingsverein sprechen sich hier in jahrelangem Briefwechsel über die tiefsten Lebensfragen aus. Claus leitet den in seiner selbstbewußten Art erfreulichen Metallarbeiter Jakob hin auf die Religion als die das Leben in seiner Tiefe erfassende Macht. Von da spielt sich die Aussprache hinüber zur Gottesfrage. Hier setzen Jakobs Zweifel ein: Kümmert sich Gott um den einzelnen Menschen? Wie verträgt sich der Kampf ums Dasein mit dem Willen Gottes? Derartigen Fragen gegenüber sucht Claus den Freund vom Bibelgott zu „Gott-Natur" emporzuführen, der in allem Leben schafft, den Menschen aber zur Freiheit erhob, das in ihm angelegte Leben zu vollenden. Jakob gibt nach. Uns freilich bleibt Claus immer noch einige Antworten schuldig. Ist Natur und Menschheit eine Stufenfolge in der Entwicklung göttlichen Lebens, darf man dann dem wieder entwickelten Menschen Sünde als Schuld anrechnen, wie das im 18. Briefe geschieht? Klarer ist es dann, Gott nur das emportreibende Leben zu nennen. Auch im 9. Briefe hat Classen wohl aus erziehlichen Gründen nicht die letzten Folgerungen gezogen. Gott erscheint hier bald als inner- bald als außerweltliche Macht. Später bekennt er freier: Religionen sind „Annahmen, durch die man Erfahrungen und Beobachtungen aufs beste zu erklären sucht" (S. 19).

So bleibt Classen im Grunde mehr bei Andeutungen über die von ihm aufgeworfene Frage stehen und überläßt es dem Leser, die von ihm angelegte Linie weiter zu ziehen. Gleichwohl ist das Schriftchen besonders mit seinem Ernst und seiner Wärme in den letzten Abschnitten über die Gewißheit der Unsterblichkeit und den Wert des Elternhauses recht geeignet, junge noch ringende Menschenkinder aus den sie bedrückenden Vorstellungen hinauszuführen in eine fromme, sie tragende Freiheit.

Curt Ehrentraut

Germanen-Bibel. Aus heiligen Schriften germanischer Völker. Herausgegeben von Wilhelm Schwaner. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Bildern von Hans Volkert. Schlachtensee-Berlin, Volkserzieher-Verlag 1910. 320 S. 2 Bände je 7,50, in Leder 15 Mk.

Der Gedanke des Turnvaters Jahn, ein „volkstümliches Bekenntnisbuch" zu schaffen, ist auf fruchtbaren Boden gefallen. Dieser zweite Band bringt in neuer erweiterter und umgearbeiteter Auflage Aussprüche deutscher Philosophen und Staatsmänner. Einen reinen Text darf man auch jetzt nicht erwarten, da die Germanenbibel als „fürs Volk bestimmt" auch für dieses bearbeitet ist. Die Auswahl bietet vielfach Wertvolles und Schönes, statt geschlossener Zusammenhänge aber zum Teil eine Aphorismensammlung. Was Max Stirner und Dühring in einer Auslese unserer großen deutschen Klassiker zu tun haben, wird derjenige nicht verstehen, der Ursprünglichkeit und positive Größe vom Agitatorischen und der Pose zu unterscheiden vermag. Lagarde unter die Staatsmänner eingereiht zu sehen, bleibt auch verwunderlich. Der rasseeifrige Standpunkt des Herausgebers trübt den Eindruck des Universalen und wahrhaft Freien, den der Stoff überwiegend erwecken müßte. Der Titel des Buches ist eine Geschmacklosigkeit.

Rudolf Günther

Im Tal Luserna. Historischer Roman von M. Paulsen. Berlin, Warneck 1909. 359 S. 4, gebunden 5 Mk.

Den nordwestlichsten Teil von Piemont bilden drei Täler, welche sich fächerartig um den Monviso legen. Hohe Edelkastanien werfen dort ihren Schatten über grüne Matten, mächtige Steinblöcke, sprudelnde Quellen, gurgelnde glitzernde Bäche. Darüber ragen die gewaltigen Zinnen der kottischen Alpen. Dort ist seit mindestens sechshundert Jahren die Heimat der Waldenser, der alten Bibelchristen, welche der Autorität des Papstes widerstrebten, so lange die Erinnerung reicht. Von ihren angestammten Herzögen von Savoyen hatten sie nach vielen Verfolgungen eine Art Duldung erlangt und lebten in Stille und Ehrbarkeit ihres Glaubens. Aber die Uebermacht der durch die Gegenreformation gestärkten Jesuiten brachte ihnen eine erneute Verfolgung, vielleicht die furchtbarste, welche die Geschichte verzeichnet. Es war im Jahr 1655 als der von seiner Schwägerin Olimpia Panfili geknechtete Innozenz X. sterbend als letzte gute Tat den Kreuzzug gegen die Waldenser ausschrieb und die Horden wüster Söldlinge unter der Führung sittenloser Mönche gegen sie losließ. Die blühenden Täler werden zu verwüsteten Brandstätten und Leichenfeldern. Wer flüchtig entkam, fand Zuflucht in den protestantischen Ländern. Ein Schrei des Entsetzens ging durch Europa. Die Mächte protestierten; am kräftigsten der Lord Protector Cromwell. Selbst der französische Hof versuchte seine Mitschuld zu leugnen.

Alles dies erleben wir mit in dem uns vorliegenden geschichtlichen Roman. Er ist eine freie Bearbeitung des in England fast vergessenen Buches The six sisters of the Valleys von Rev. W. Bramley Moore. Zürnend und prophetisch zugleich sang Milton

> Avenge o Lord! Thy slaughtered saints, whose bones
> Lie scattered on the Alpine mountains cold.
> . . . Their martyred blood and ashes sow
> O'er all the Italian fields, where still does sway
> The triple tyrant: that these may grow
> A hundredfold, who having learned thy way
> Early may fly the Babylonian woe.

Und königlich hat Er sie zu Ehren gebracht, indem er den durch die Jahrhunderte Geretteten die Fackel seines Evangeliums anvertraute, daß sie dieselben Träger seien durch ganz Italien und sie leuchten lassen in dem Rom, von wo der Bannstrahl gegen sie geschleudert worden.

Wer ein Herz hat für die großen Ereignisse der Weltgeschichte, der wird nicht ohne Bewegung und Anregung diese Erzählung lesen.

Maria Sell

Kleine Mitteilungen. Wenn unser amerikanischer Freund unsern Auferstehungsartikel von heute sieht, dem noch dazu in nächster Nummer noch eine zweite gleich lange Hälfte folgt, wird er wieder vor dem Unbegreiflichen stehn, daß man unserm deutschen Publikum so ausgedehnte Artikel zu bieten wagt. Und wenn er nun ans Lesen geht und merkt, daß das Gesagte reichlich schwer ist, wird er seinen Kopf noch mehr schütteln. Wir wagen es dennoch. Zumal der Aufsatz von einer Frau stammt. Wenn eine Frau sich so in die wissenschaftliche Behandlung der Sache eingelebt hat, dann werden auch unsre Leserinnen den Versuch machen, sich in ihre Gedanken hineinzuarbeiten. Von einigen wichtigen Punkten wünschten wir, daß sie von andrer Seite noch weiter verarbeitet würden. Für diesmal konnten wir das Gebotene nicht noch mehr durch Anmerkungen belasten.

R

Für die Redaktion verantwortlich Johannes Tiedje, Marburg

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Religiöse Diskussionsabende. Donnerstag 14. April in der Aula des ehem. Friedrich-Werderschen Gymnasiums Dorotheenstraße 13/14: Das Evangelium und der Krieg. Pfarrer Nithack-Stahn.

Chemnitz. Mittwoch 20. April Deutscher Kaiser: Gottfried Keller, religiös gewürdigt. Pastor Mensing-Dresden.

Cöthen. Mittwoch 13. April 4 Uhr: Welchen Sinn hat heute der reformatorische Grundsatz von der Rechtfertigung allein durch den Glauben? Reuß-Scheuder.

Halle a. S. (Vereinigung Halle-Stadt). Freitag 22. April 8 Uhr im Evangelischen Vereinshaus: Drews Christusmythe.

Versammlungskalender

12.—13. April	Thüringer Kirchentag Gotha.
17.—21. „	Fürsorge für die schulentlassene männliche Jugend, Instruktionskurs Frankfurt a. M.
17.—19. Mai	Eisenacher Bund Bethel
17.—19. „	Evangelisch-sozialer Kongreß Chemnitz
27.—29. Juni	Allgemeiner Fürsorge-Erziehungs-Tag Rostock
6.—10. August	Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt Berlin
25.—28. September	Evangelischer Bund Chemnitz

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 13. Die römische Kurie — Aus der evangelischen Kirche Oesterreichs (Fortsetzung) — Nationalität und Konfession in Ungarn — Verschiedenes

Preußische Kirchenzeitung
Verlag von Arthur Glaue
Berlin

Nr. 14. Die wichtigsten Grundsätze der Evangelischen Vereinigung und die Generalsynode. (Schluß) Die Heidelberger Berufungen in der ersten badischen Kammer — Kirche und Innere Mission — Aus Preußen: Der Berliner kirchliche Liberalismus; Die Solinger Angelegenheit; Brücken oder Gräben? Aus anderen deutschen Landeskirchen: Aus Bayern — Mancherlei

Statt besonderer Meldung!

Gottes Güte schenkte uns heute einen

gesunden Jungen.

Pastor prim. **Günther Wendt** und Frau **Frida** geb. **Hertel**

Stettin, 1. April 1910

Erfahrener **Gemeindehelfer,** 36 Jahre alt, sucht Stellung, am liebsten in Großstadt.
Offerten unter **B W** an den Verlag.

Quintaner oder **Quartaner** findet **gewissenhafte Erziehung, gründlichen Unterricht, energische Förderung** bei erfahrenem evangelischen Pfarrer Rheinlands. (Nähe Bonns). Gefällige Offerten unter **A R** an den Verlag.

Universität Jena

Vorlesungsverzeichnis versendet kostenlos
Universitätsamt.

Institutrice **française,** fille de pasteur, brevet supérieur, ayant expérience de l'enseignement, cherche place dans école ou famille, en Allemagne. Envoyer propositions à **Pasteur Robert, Pons,** (Charente-Inférieure). **Pressé.**

Aeltere feingebildete, sprachenkundige **Dame,** im Haushalt erfahren und aus Kreisen der ersten Gesellschaft, vorzüglich empfohlen, sucht passenden Wirkungskreis als **Hausdame, Gesellschafterin** oder **Reisebegleiterin.** Gef. Offerten an **Herrn Pastor Gerß, Halle a. S.,** Luisenstr. 11.

Bad Nauheim
Haus Kling Karlstr. 44
Möblierte Zimmer mit und ohne Pension für Kurgäste. Ruhige, freie Lage, Garten. Mäßige Preise.
Frau Ober-Postassistent **Kling**

Venedig **Christl. Hospiz Campo S. Angelo** Pension 5—6 Lire.

Bensheim a. d. Bergstraße

Pension, auch dauerndes Heim, bei liebevoller und gewissenhafter Pflege.

Frau Direktor Cramer, geb. v. Eck

Frühlings- und Sommeraufenthalt

Wer sich ein paar Tage oder Wochen Erholung gönnen will, dem sei eine Pension in Söcking bei Starnberg am Starnberger See, Oberbayern, bestens empfohlen. Die Pension liegt 20 Minuten vom See entfernt auf mäßiger Höhe, abseits vom Automobil-Verkehr. Herrlicher Blick auf den See und die ganze Gebirgskette. Wald nahe, Elektrisch Licht, Bad, Telephon im Hause. Gute bürgerliche Küche. 11 neue Betten. Mäßige Preise. — Fahrtzeit nach München 30 Minuten. — Garmisch, Partenkirchen, Oberammergau $^5/_4$ Stunde.
Zu näherer Auskunft gerne bereit

G. Schott, Vikar in **Starnberg** bei **München.**

Karfreitagslieder

Um gütige Uebersendung der im **Karfreitags-Gottesdienst** noch heute oder früher gesungenen besonderen (nicht im Gesangbuch enthaltenen) Lieder und Gesänge (bez. der sogen. „Passion") bittet

Geheimrat Heidrich, Berlin W. 15

Theologische Schule Bethel. Sommersemester 1910. I. Pflichtübungen: 1. Hiob, 4 St., P. Oestreicher; 2. Matthäus-Evangelium, 4 St., P. Kähler; 3. Gottes Reich und Gottes Geist, 4 St., P. Jaeger. II. Wahlübungen: 1. Texte zur Geschichte des israelitischen Kultus, 2 St., P. Oestreicher (kann für Anfänger als Pflichtübung an Stelle von Hiob treten); 2. Hebräische Grammatik für Anfänger, 4 St., P. Oestreicher; 3. Assyrisch, 2 St., P. Oestreicher; 4. Einführung in das theologische Studium, 1 St., P. Kähler; 5. Das Kreuz Christi nach dem Neuen Testament, 2 St., P. Kähler; 6. Gottesreich und Weltreich, 2 St., P. Jaeger. — Aeltere Semester können an den homiletischen Uebungen des Kandidaten-Konvikts unter Leitung von P. Rahn teilnehmen. Außerdem finden wöchentlich Vorträge über innere und äußere Mission statt.

Anfragen und Meldungen mit Lebenslauf, Reifezeignis und Exmatrikeln sind zu richten an die Theologische Schule zu Bethel bei Bielefeld.

Gastfreundschaft in Tausch

Pastor W. Bax Jr und **Frau,** 39 und 35 Jahre alt, in **Santpoort** (bei Haarlem, Holland), möchten im künftigen Sommer, während drei Wochen, im Hause eines Kollegen, irgendwo in einem bergigen Teile Deutschlands, in schöner Umgebung, Gastfreundschaft genießen.

Ihrerseits bieten sie ihren Gastgebern, in einem gleichen Zeitraum (früher oder später), in ihrer Pfarre angenehmen Aufenthalt (ohne Luxus).

Santpoort ist eine kleine Stunde von Haarlem entfernt (10 Min. mit der Bahn, 20 Min. mit der Kleinbahn). Das Dorf hat eine anmutige Lage, bei Wald und Dünen. Amsterdam, Leiden und Haag sind als Ausflugsörter bequem zu erreichen.

Auch Nicht-Kollegen können auf den Vorschlag dieser Anzeige reflektieren. Briefe direkt nach Santpoort zu schicken.

Im **Heim a. d. Wutach** (Stühlingen. Baden) findet Dame, welche der Erziehung oder Aufsicht dauernd oder vorübergehend bedarf, freundlichen stillen Aufenthalt bei der Vorsitzenden des Diakonievereins „Arbeiterinnenfürsorge" Frau Oberin Bandow daselbst. Gelegenheit zu befriedigender Tätigkeit vorhanden. Pension nach Uebereinkunft.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhdlg.
Oskar Beck, München

Soeben erschien:

Was will Johannes Müller?

Von

Lic. Dr. Friedr. Rittelmeyer

III, 41 Seiten 8°. M. —.80.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Kometen und Meteore

Die Entstehung der Sonne und der Planeten, das Erdinnere, die Erdkruste, der Mars und seine Bewohner, die Bildung der Steinkohle, die Entwicklungsgeschichte des Menschen, der Tier- und Pflanzenwelt usw. schildert auf 300 Seiten m. 65 Tafeln u. Abbildungen das Buch: *W. Peterson-Kinberg,* **„Wie entstanden Weltall und Menschheit?"** Geh. M. 2.—, gebd. M. 2.80. — Zu bez. durch jede Buchh. oder gegen Einsendung des Betrages und 30 Pfg. Porto direkt von **Strecker & Schröder, Stuttgart Z 14.**

Lebensberuf

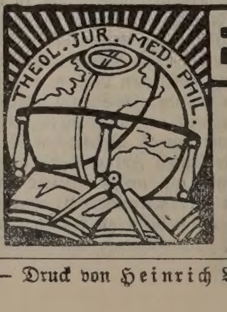
Der **Rheinisch-Westfälische Diakonieverein** bildet ernstgesinnte evang. Töchter und kinderlose Witwen gebildeter Stände i. A. v. 20—30 Jahren unentgeltlich zur selbständigen Stellung als Diakonieschwester in der Kranken-, Gemeinde- und Wohlfahrtspflege aus. Geprüften Kindergärtnerinnen kann ½ Jahr der Ausbildung erlassen werden. Während der Ausbildung bei guter Führung Taschengeld. Invaliditäts- und Alterspension. Aufnahme 1. April und 1. Oktober. Anfr. m. Rückporto an den Vorsitzenden **Pfarrer Heim in Lennep,** Rheinpreußen.

Zur Frage nach der Echtheit der paulinischen Hauptbriefe

Der Brief an die Römer auf seine Entstehung untersucht

Aus dem Holländischen des **Dr. W. C. van Manen,** † Professor in Leiden, übersetzt von **Dr. G. Schläger.** Geb. Mk. 5, brosch. Mk. 4.

G. Strübigs Verlag (M. Altmann) in Leipzig



Erlangen

Universität

Hier blinkt noch die goldene Burschenfreiheit!

Anmutige Umgebung. **Fränkische Schweiz.** Nahverkehr mit **Nürnberg** und **Bamberg.** Nach **München knapp 4 Std. Fahrtzeit.** Verkehrsverein

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg